J.publ.g.
256
m

publ. G. 256 m

J. publ. G.
256
m

L 56 22

Gedanken

Lbl
T. publ. 9.
256 m

Freye Gedanken

über die

Vereinigung der Deutschen

als

Grundlage

der

allgemeinen Wohlfahrt,

von

einem deutschen Sklaven.

1802.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Concordia Res parvae crescunt;
Discordia Res maximae dilabuntur.

Durch Eintracht kommt auch das Kleine empor, da hingegen durch Zwietracht auch das Größte zerfällt. Für die unfehlbare Wahrheit dieser vorzüglich von Staaten geltenden Maxime, welche sich die Holländer zu ihrem Wahlspruche wählten, und auf ihren Münzen verewigten, findet man in der Geschichte kaum einen stärkern Beweis, als ihre eigene Republik. So klein ihr Gebieth war, so groß war ihre Macht; so lange Einigkeit unter ihren Einwohnern herrschte, so lange — Ein Geist sie belebte. Dieser kaum bemerkbare und ganz unbedeutende Fleck Landes wetteiferte zum allgemeinen Erstaunen von ganz Europa mit den größten Staaten; dieser kleine Staat stund unerschüttert im Kampfe gegen die größte Monarchen der Welt, welche ihn wie eine Pastete zu verschlingen drohten; er eilte mit Riesenschritten, den Gipfel seiner Größe zu erreichen, und nahm in der Staatenreihe unter den ersten Mächten seinen Platz.

Zum Unglücke nistete sich aber endlich auch unter diesen mit Ruhm bedeckten Republikanern der Partheygeist, der Geist der Zwietracht ein, und ihre Macht fieng an abzunehmen, ihre Größe zu verschwinden. Doch hat diese sonderbare Republik noch über 100 Jahre alle innerlichen und äusserlichen Stürme glücklich überstanden, bis sie endlich unter dem mörderischen Schwerte der alles zermalmenden fränkischen Revolution ihren Geist aufgab.

Daß innerliche Zwietracht, Uneinigkeit und Partheygeist die Hauptursachen ihres Sturzes waren, ist wohl eben so gewiß, als daß Eintracht, Einigkeit und Gemeingeist die Hauptquellen ihrer ehemaligen Größe gewesen sind. Nun liegt ihre Größe mit ihrem Ruhme begraben, und der neue aus dem Alterthume hervorgesuchte Name kann sie wohl schwerlich für den Verlust ihrer alten Freyheit entschädigen.

Einen zweyten, wiewohl etwas schwächern Beweis von der Wahrheit der obigen Maxime kann uns auch unser deutsches Vaterland darbiethen. Auch dieses erreichte in mancher Periode, wo Gemeingeist unsre Väter beseelte, eine erhabene Stuffe von Ruhm, Glück, Würde, Glanz und Macht. Aber leider waren in unserm unglücklichen Vaterlande von jeher die Zeiten selten, wo seine Bewohner an ihrem gemeinschäftlichen Glücke gemeinschäftlich arbeiteten. In allen Jahrhunderten waren die Deutschen mehr bemüht, einander wechselseitig aufzureiben, als einander glücklich zu machen, mehr bemüht, durch Partheygeist ihre politische Existenz zu untergraben, als durch Gemeingeist ihr gemeinsames Wohl zu gründen, ihre Macht unerschütterlich zu befestigen, und den ersten Rang, die erste Stelle unter den Völkern zu behaupten.

Selten, äusserst selten waren die Zeiten, wo — Ein Geist die deutschen Völker und Stände beseelte, und nun sind sie ganz verschwunden diese Zeiten — wahrscheinlich auf ewig verschwunden. Nie wird wohl der Geist der Eintracht aus den

Deut=

Deutschen wieder — Ein Volk machen, und eben darum wird sich auch Deutschland niemals Hoffnung machen können, seinen ehemaligen Ruhm, Glanz und Wohlstand; seine alte Macht, Würde und Ehre jemals wieder zu erhalten. Immer wird Deutschland ein in Faktionen oder Partheyen getheiltes, zerstückeltes, getrenntes, aber auch zugleich ein schwaches, ein unmächtiges, ein unglückliches Reich bleiben, bis es endlich mit der Zeit wie Pohlen ganz aus der Reihe der Staaten vertilgt wird: es müßte nur eiu Halbgott dieses Schicksal abwenden, müßte eine eben so unverhoffte, als undenkbare Revolution bewirken, müßte Gemeingeist den Herzen der Deutschen einhauchen, müßte mit übermenschlicher Kraft die Deutschen in ein neues Volk umstalten, müßte die getrennten Deutschen vereinigen.

Zwar hat sich in unsern Tagen ein großer, wo nicht der größte Theil der Deutschen vereinigt, aber nicht, um für den alten dentschen Ruhm zu kämpfen, nicht um das Vaterland zu vertheidigen, und seine alten Gränzen zu behaupten, sondern nur um einen kleinern Haufen ihrer deutschen Brüder zu berauben. Bey dieser rühmlichen Vereinigung der Deutschen schätzt sich ein jeder um so glücklicher, je beträchtlicher der Antheil ist, welchen er sich von der allgemeinen Beute verspricht. Ja es giebt sogar manche, welche in dieser Beutetheilung die künftige Wohlfahrt Deutschlands aufkeimen zu sehen träumen; als wenn zu Deutschlands Wohlfahrt mehr nicht, als die Einführung eines verfeinerten Faustrechtes gehörte.

Allein wer nur ein wenig gesundes Auge hat, wird ohne Zweifel leicht einsehen, daß zur baldigen Wiederherstellung, und dauerhaften Gründung der allgemeinen Wohlfart, des allgemeinen Glückes von Deutschland ganz andere Dinge erfordert werden. Da steht dann unter diesen Dingen oder Mitteln, das allgemeine Glück der Deutschen zu gründen, ganz gewiß die Vereinigung der Deutschen oben an.

Aber was für eine Vereinigung? — Die Vereinigung zur gemeinschäftlichen Vertheidigung. Zwar ist meine Absicht hier nicht die Deutschen zu einem neuen Kriege anzufeuern; denn so elend der erhaltene Friede ist, so ist er doch in der jetzigen Lage und in den gegenwärtigen Umständen zehnmal besser als ein neuer Krieg. Aber ich wünschte, daß die durch ihre Kräfte und innern Hilfsquellen so mächtige deutsche Nation sich wenigstens nach und nach in den Stand setzen möchte, in künftigen Kriegen sich vertheidigen, ihre Gränzen unverletzt, ihr Vaterland ungetheilt erhalten, ihren alten Ruhm behaupten zu können.

Wären die deutschen Stände die letzten Jahrhunderte darauf bedacht geweseu, wie glücklich könnte Deutschland seyn? „Nach Schirach ist kein Reich in der Welt so mächtig im Zusammenhang, so volkreich nach Verhältniß, so reich an Produkten und Mannichfaltigkeiten von Ueberfluß, als Deutschland! (Von Schirach in seiner Vorrede zu Stövers historisch = staatistischen Beschreibung der Staaten des deutschen Reichs. S. 16.).

Vorzüglich gesegnet sind die meisten Länder der sogenannten vorliegenden Kreise; aber eben dieser reichere Segen war auch von jeher eine um so reitzendere Lockspeise für die raubgierigen Franken, welche seit 2 Jahrhunderten so oft bey dem mindesten Anlasse unter den elendesten Vorwänden in diese wehrlosen u. offenen Länder einfielen, und die schönsten Provinzen plünderten, verwüsteten, verheerten.

„Es ist kein gutes Zeichen," hörte ich einmal als Student einen alten Bürger, „es ist „kein gutes Zeichen, wenn die französischen Thaler so stark kursiren. Die Franzosen werden sie „bald wieder hohlen; sie haben's noch allzeit so „gemacht." — Ich lächelte über die Einfalt des guten Alten, der sich einbildete, daß man Krieg anfange, um Thaler zu hohlen. Denn ich dachte, wie die Stände des H. R. Reichs seit Jahrhunderten gedacht zu haben scheinen, daß man ganz andere und wichtigere Ursachen haben müsse, um Krieg anzufangen. Allein seither belehrte mich sowohl die Erfahrung und die Geschichte, als auch die Vernunft anderst. Muß nicht der Wohlstand eines wehrlosen Landes für fremde Raubsucht der mächtigste Reiz zum Angriffe seyn? Schließet eure Thüren, sperret eure Kassen nicht, und sehet, wie lange ihr Geld darinn haben werdet! Was aber im Kleinen gilt, das gilt auch im Großen. Denn ganze Nationen verhalten sich gegen einander wie einzelne Menschen. Was sagt die Geschichte und die alte Erfahrung? — Daß die Franzosen seit 200 Jahren schon oft unsre schönsten Provinzen geplündert und verwüstet haben.

Aber sie hatten doch immer ganz andere Ursachen, als bloß Beute zu machen. — Richtig — wenigstens gaben sie andere vor. Wer wird aber deßwegen läugnen, daß die Raubsucht eine nicht mindermächtige Triebfeder (und zugleich eine ergiebige Hilfsquelle) des Krieges war, als die Herrsch- und Eroberungssucht? Wie leicht konnten die Franzosen sich zum Kriege entschließen, wie leicht Kriege anfangen, da sie bey dem wehrlosen Zustande unsrer besten Provinzen sicher waren, wenigstens die ersten Feldzüge größtentheils immer auf unsere Kosten, mit unserm Gelde machen zu können! Wer aber Krieg haben will, der hat auch bald eine Ursache zum Kriege.

Man erzählt von Friedrich II. daß er einmal zu seinen Ministern sagte, er möchte gerne eine gewiße benachbarte Macht mit Krieg überziehen. — Was haben aber Euer Majestät für Ursachen dazu? fragten diese. Das weiß ich nicht, war seine Antwort; die Ursache zum Kriege müßt ihr wissen; denn ihr müßt das Manifest machen, nicht ich. — Um Krieg anzufangen braucht man also nicht mehr, als ein Manifest vorauszuschicken (sollte es auch nur in einer bloßen Freundschaftsversicherung bestehen, wie vor ungefähr 9 Jahren das preußische beym Einmarsche in Pohlen) und um eines vorauszuschicken — nicht mehr, als eines machen zu können. — Daß die Franzosen von alten Zeiten her in dieser Kunst Meister waren, davon haben sie uns zu unserm größten Schaden den Beweis schon oft gemacht — nur Schade, daß sie uns dadurch nicht auch — klug gemacht haben.

Durch

Durch Schaden wird man klug, sagt das deutsche Sprichwort — das aber wohl von den Deutschen nicht gilt. Nach so vielen traurigen Erfahrungen scheint man deutscher Seite noch immer an nichts weniger als an Sicherheitsanstalten für künftige Kriege zu denken, und ich werde ohne Zweifel die Ehre haben, bey vielen meiner Landsleute für einen Thoren zu gelten, daß ich beym Anfange des Friedens schon wieder von Kriegsanstalten spreche, da es doch schon von mehrern hundert Jahren her im H. R. Reiche nicht einmal in Kriegszeiten üblich war, sich viel mit Kriegsanstalten zu beschäftigen.

So z. B. dachte Baiern im Jahre 1799 noch immer an keine Vertheidigungsanstalten, und auch im Anfange des Jahres 1800 noch nicht, so treffliche Vorschläge auch der geheime Referendäre von Utzschneider (einer der größten Staatsmänner Baierns, der vorm Jahre in Pension gesetzt wurde; doch soll man sich im Pensionirungsdekrete vorbehalten haben, von seinen großen Talenten und Einsichten gelegenheitlich wieder Gebrauch zu machen. — Männer von großen Talenten und Einsichten kann man also in Baiern nicht immer, sondern nur gelegenheitlich brauchen!) dazu gemacht, und so deutlich er auch das höchstwahrscheinliche Schicksal Baierns vorausgesagt hat, pünktlich und gerade so vorher gesagt hat, wie es in der Folge wirklich eingetroffen ist, selbst mit Bestimmung der Zeit. Sieh Materialien zu einem künftigen Landtage in Baiern. — Regensburg, 1800. Erst als die Franzosen wirklich im Anzuge waren,

that man, als wenn man sich vertheidigen wollte. In Eile stellte man ein sogenanntes Landesvertheidigungskorps auf, das fast einzig aus Rekruten, die eben so wenig exerzirt als montirt waren, und aus Offizieren (deren man in Baiern schon lange Zeit fast eben so viele zählte, als Soldaten) bestund, und vertheidigte damit das Vaterland — von Weilheim bis Hirschau! —

Zwar haben sich einige deutsche Fürsten früher durch treffliche Vertheidigungsanstalten ausgezeichnet, aber doch erst, nachdem der Krieg schon mehrere Jahre unglücklich geführt worden war, folglich doch zu spät. Auch thaten dieses nur sehr wenige, und leider nur zu ihrem eigenen Schaden; weil sie allein zu schwach waren, etwas Großes mit gutem Erfolge zu unternehmen. Und kann es wohl dem Reiche zur Ehre gereichen, daß sich so wenige unter seinen Ständen in den größten Gefahren durch wahren patriotischen Eifer auszeichneten — daß selbst diese wenigen nur geistliche Fürsten waren, welchen man von jeher Mangel an Patriotismus vorzuwerfen pflegte?

Das Schlimmste dabey ist ohne Zweifel noch dieses, daß diese nachahmungswürdigen Beyspiele noch immer keine Nachahmung finden, daß man bis auf den heutigen Tag nicht nur nirgends an keine Vertheidigungsanstalten denkt, sondern auch jene bereits gemachten wieder in Verfall gerathen läßt, als wenn man vom ewigen Frieden vollkommen versichert wäre. Noch immer denkt man an nichts weniger, als an die Nothwendigkeit, sich in einen haltbaren Vertheidigungsstand zu setzen. —

Wo=

Wozu auch? es ist ja Friede! — sagt man! — Allein das H. R. Reich mag meinetwegen sagen und denken, was es will, ich meinestheils denke wie General Sahûc. Dieser hielt im May eine Rede im Tribunate, um die Nothwendigkeit zu beweisen, die französische Armee immer auf einem respektabeln Fuße zu erhalten, und sagte unter andern auch folgende merkwürdige Worte: „Die „Dauer des Friedens hängt nicht von Traktaten, „von Freundschaftsversicherungen, sondern von der „Stärke ab. Wenn ihr stets zum Kriege gerüstet „seyd, werdet ihr nie Krieg zu befürchten haben.“ Und so lange ihr nicht zum Kriege gerüstet seyd, kann man den sorglosen Deutschen zurufen, so lange werdet ihr immer Krieg zu befürchten haben.

Man beruhigt sich freylich damit, daß die französische Revolution nun ein Ende habe. — Und wer ist uns Bürge dafür? Kann Bounapartes unbegränzter Ehrgeiz, der nicht undeutlich auf ein erbliches König- oder Kaiserthum anträgt, nicht früher oder später eine neue Revolution veranlassen? Doch er soll keine veranlassen, die ganze Revolution soll auf immer und ewig ein Ende haben, hats, aber auch der alte französische Ehrgeiz, die alte französische Herrschsucht? Es ist wahr, Frankreich hat einen König (denn König ist — König, er mag dann Großkonsul, oder Großmogol heißen) wie es der Verfasser der patriotischen Bemerkungen über das kaiserl. Hofdekret vom 19. May 1795 schon vor 7 Jahren vorausgesagt hat. „Wäre in einem so großen Umfange,“ heißt es da S. 32. „die demokratische Regierung möglich; so wäre

„sie

„sie eben für den französischen Nationalcha-
„rakter, für ihren Leichtsinn, für ihre Tollheit, für
„ihren Stolz, für ihren rastlosen und veränderli-
„chen Umschaffungsgeist unmöglich. Der Fran-
„ke vermag es nicht, in Mäßigung die Freyheit
„zu ertragen; ohne Aufsicht und Gebiether gleicht
„er einem zaumlosen Pferde, frey muß er sich
„wähnen, aber unterthan muß er seyn. Einbil-
„dungsmänner geniessen wenig Realität, und de-
„sto mehr Schein. Trotz der neuesten Konstitu-
„tion muß Frankreich dennoch einen König ha-
„ben; es wird ihn selbst auf den Thron erheben;
„wird durch Erfahrung klug die babilonische Re-
„publik selbst niederreissen. Prophezeihung ist dieß
„eben keine; es ist mehr nicht als ein richtiger
„Calcul aus dem französischen Nationalcharakter
„gezogen."

Diese Vorausagung ist eingetroffen, Frank-
reich hat einen König, und es ist bey der Stim-
mensammlung für Buonaparte's ewiges Konsulat
sogar schon hin und wieder der Wunsch geäussert,
und beygesetzt worden, dieses vermummte Königs-
thum erblich zu machen. Ja manche Franzosen
scheinen sogar schon wirklich bereit, der Republik
selbst bis auf den Namen zu entsagen, und den
republikanischen Haß gegen die Namen — Mo-
narch, König, Kaiser ꝛc. — schon völlig abgelegt
zu haben, wie denn vor kurzem nach öffentlichen
Nachrichten aus Paris der Bataillons-Chef der
14ten Halbbrigade, Bonneville Ayral, in einer
kleinen Schrift dem französischen Volke wirklich
den für Republikaner etwas auffallenden Vor-
schlag gethan hat, den Napoleon Buonaparte zum

ersten

ersten Kaiser von Gallien zu erklären, und die erbliche Macht in seiner Familie mit Herstellung des salischen Gesetzes, welches die Frauenzimmer vom Throne ausschloß, zu befestigen. Es ist also nichts weniger als unmöglich, daß Buonaparte zu der Macht auch noch selbst den Namen eines Königs oder Kaisers erhält.

Aber ist wohl uns damit geholfen? Ist Deutschland noch nie von französischen Königen bekrieget worden, oder kann es von künftigen französischen Königen nie mehr mit Krieg überzogen werden? zehnmal leichter als ehedem. Leset den handgreiflichen Beweis davon in der Fortsetzung der eben angeführten Schrift S. 17 — 18. — „Wie vielmal in 200 Jahren überfiel, „plünderte und verarmte euch Frankreich? — „Vom Jahre 1648 bis jetzt habet ihr mit Frank„reich 7 Friedensschlüsse errichtet; und nach allen „diesen feyerlichen Traktaten sind eure Gränzen „immer mehr bloß gegeben, immer weniger gesi„chert worden: Frankreich im Gegentheile hat nach „einem jeden Frieden neue Festungen an seinen „Gränzen gegen euch angelegt" (wie es sich auch eben jetzt mit Anlegung neuer Festungen am Rheine mit ungemeiner Thätigkeit und Anstrengung beschäftigt) „und sich so verschanzt, daß es immer „und um so leichter zu euch dringen konnte, als „es fast alle eure Festungen, den Friedensschlüssen „gemäß hat schleifen lassen; und ihr? — konn„tet in Frankreich niemal eindringen."

„Was nützten euch alle diese Friedensschlüs„se? sie konnten euch nichts nützen" (und was

wird

wird euch erst der elendeste aus allen elenden Friedensschlüssen — der von Lüneville nützen? —)
„weil man in Deutschland jedesmal des Krieges
„überdrüßig war; weil man den Feind gefürch-
„tet; weil man ihm seine Sehnsucht nach Frie-
„den und Ruhe verrathen, und weil er diese ban-
„ge Sehnsucht in seinen Friedensunterhandlun-
„gen benützet hat. Auf diese Art brachte ein
„Friede einen neuen Krieg; ein Krieg einen neuen
„Frieden, und diese Reihe erzwungener Kriege,
„und übereilter und erschlichener Friedensverträge
„den unsichern, unwährhaften Zustand eurer
„Grenzen hervor; auf diese Art konnte Frankreich
„nach Belieben durch Lille, Valenciennes, Conde,
„Dügnesnoi, Maubeuge ꝛc. in die burgundischen
„und westphälischen — durch Thionville, Metz,
„Saarlouis in den niederrheinischen — durch Lan-
„dau und Bitsch in die Rheinpfalz und in den
„fränkischen — durch Straßburg, Befort, Be-
„sancon in die oberrheinischen und schwäbischen
„Kreise einfallen. Auf diese Art war folglich je-
„der Friede nichts weiter, als ein Waffenstill-
„stand, und zwar nur so lange, als es Frankreich
„gefiel, euch in Ruhe und häuslicher Sicherheit
„zu lassen."

„Diese Vorgänge sind allgemein bekannt;
„diese Erfahrung gründet sich auf eine Zeit von
„zwey Jahrhunderten." — — So wurde Deutschlands Lage nach jedem Frieden unsicherer, bedenklicher, gefährlicher, aber nach keinem Frieden mehr als nach dem letzten.

Um wie viel leichter können die Franzosen jetzt auf allen Seiten eindringen, da nicht nur

unse-

unsere Festungen an den Grenzen, sondern auch selbst im Herzen von Deutschland mehrere zernichtet sind? Doch kann dieser unser wehrloser Zustand die Franzosen noch nicht beruhigen; sie befestigen ihr Land immer mehr, sie legen ganze Linien von Festungen an — und gegen wen? — gegen das unmächtige, unkriegerische, getrennte Reich, welches in seinem Zusammenhange, und in seiner Zerstückelung eine politische Nulle ist. Und die Deutschen denken nicht einmal daran, gegen das übermächtige, kriegerische und unruhige Frankreich auch nur eine einzige Festung anzulegen (das ihnen am Rheine nicht einmal mehr erlaubt ist — welch eine schimpfliche Friedensbedingniß für — Hermanns Enkel! — doch laßt uns lieber den alten Ruhm vergessen! — er kann doch unsern Muth nicht mehr wecken, sondern nur unsere Schande vermehren! —) oder andere zweckmäßige Gegenanstalten zu treffen.

Die deutschen Fürsten schlummern ruhig fort, und ihre ganze Politik beschränkt sich darauf, wie sie durch Frankreichs Gnade da oder dort einem und dem andern ihrer deutschen Mitbürger und Mitstände einen Fetzen Landes wegzwacken mögen. Wahrhaftig die deutsche Politik ist in der That ein unbegreifliches Ding, und ein wahres — Mysterium — für den gesunden Menschenverstand! — Dabey muß man sich billig wundern, wie Frankreich, das die Politik der Deutschen kennt, nur einen Kreuzer verschwenden mag, um seine ohnehin schon mit Festungen bedeckten Grenzen gegen sie noch mehr zu befestigen. Fürchten die Franzosen vielleicht gar, die Deutschen

möch=

möchten durch eine mehr als zweyhundertjährige Erfahrung endlich klüger gemacht werden? — Das ist wohl kaum zu fürchten, sondern vielmehr mit gutem Grunde zu hoffen, daß die guten Deutschen noch immer — gute Deutsche bleiben werden! — Zeit wäre es freylich für sie, die höchste Zeit, einmal zu erwachen; aber wer wird sie wecken? —

„O Germania, sey doch aufmerksam auf „die Zeichen der Zeit! Bey einem Meere von Ge„fahren, von welchen du am Rande des achtzehn„ten Jahrhunderts umflossen warst, in unsern so „äusserst bedenklichen Zeiten geschah schon öfter „an dich ein wohlgemeinter Aufruf; aber nie hat „bisher der Erfolg davon der Erwartung völlig „entsprochen. — O laß dich doch einmal ganz aus „deinem Schlummer erwecken, laß noch ein Wort „zu seiner Zeit an dich gesprochen, doch dießmal „nicht vergebens seyn! Es ist um nichts geringeres „zu thun, als um die Erhaltung gemeiner Frey„heit und Rechte, und um deine Existenz unter den „europäischen Staaten." — So rief ein deutscher Patriot im Jahre 1800 in einer kleinen Schrift — („Noch ein Wort an Deutschland" —) den Deutschen zu. Noch gilt es, was er sagte; denn noch ist unsere politische Existenz nicht gesichert, sondern nur auf einige Zeit wieder — erbettelt. Aber noch werden sich die Deutschen nicht daran kehren, noch werden sie nicht erwachen, noch werden sie fortschlummern, und nach Jahrhunderten wird man noch von ihnen sagen können: Dormierunt Somnum suum! —

Uebri-

Uebrigens würde es zur Sicherstellung oder Vertheidigung des Reiches weder nothwendig seyn, daß wir ähnliche Linien von Festungen, wie die Franzosen, anlegten, welches für das durch beständige Kriege seit Jahrhunderten erschöpfte Deutschland beynahe unmöglich wäre (und zugleich unnütz; indem die Franzosen uns bald wieder gnädigst befehlen würden, sie zu schleifen) noch daß wir die alten Grenzen wieder eroberten, welches der Verfasser der patriotischen Bemerkungen über das kaiserl. Hofdekret vom 19. May 1795 für nothwendig hält, und diese Nothwendigkeit aus der Erfahrung oder Geschichte zu beweisen glaubt. Unsre Ahnen, sagt er, bestimmten in der letzten Theilung im Jahre 870 zu Meersan hohe und tiefe Gebirge zu Grenzen, und bey 600 Jahren herrschte beständiger Friede. Das allmählige Vorrücken Frankreichs über diese Grenzen vorzüglich seit dem westphälischen Frieden — „zerriß diese Scheide„wand; das Gleichgewicht der wechselseitigen Si„cherheit ward gestört: Mißhelligkeiten, Spal„tungen und Kriege zwischen beyden Reichen „vervielfältigten sich; Deutschland ward sehr oft „verwüstet; und die französische Präponderanz „stieg auf den höchsten Grad." — Allein das ist wohl die Ursache nicht, sondern vielmehr diejenige, auf welche Art er ein paar Seiten weiter unten (nämlich S. 47 in der Fortsetzung ꝛc.) selbst, wiewohl aus einer andern Absicht kommt, wenn er sagt, daß ehemals vermög dem vollkommenen Feudalsysteme den dentschen Kaisern die ganze deutsche Macht zu Befehl stund. — „Der „Kaiser schützte das Reich durch das Reich; und

„das Reich schützte seinen Kaiser, und sich selbst, „durch ihn. Nun hat sich das Blatt gewendet: „das Reich beschützt weder sich, noch seinen Kai„ser." —

Dieß ist der wahre Grund von dem schwankenden Zustande Deutschlands und seinen ewigen Kriegsunfällen, weit mehr als der Mangel fester Grenzen. Denn die höchsten Gebirge können überstiegen, die größten Flüsse übersetzt, die stärksten Festungen erobert werden: aber ein grosses, mächtiges und tapferes Volk, das sich mit vereinter Kraft, mit Muth und Klugheit vertheidigt, kann nicht besiegt, nicht überwunden werden. Ein solches Volk ist stark, furchtbar, unüberwindlich. Einem solchen Volke gliechen die Deutschen wenigstens hin und wieder noch vor 300 Jahren, wo es keinem Feinde einfiel, seinen Fuß nach Deutschland zu setzen. Dann aber fiengen bald die unseligen Religionszwistigkeiten an, mehrere Stände und Völker fielen der Reformation bey, welche die Kaiser und die der alten Religion treu gebliebenen Stände mit aller Gewalt unterdrücken zu müssen sich verbunden glaubten. Diese Zwistigkeiten bewaffneten endlich beyde Partheyen gegen einander, welche über 100 Jahre mit abwechselndem Glücke gegen einander fochten.

Dadurch wurde das seit dem Falle der Hohenstaufer ohnehin nicht mehr sehr feste Band der Eintracht und der Unterwürfigkeit gegen die gesetzmäßige Gewalt nach und nach immer mehr aufgelöst, welches der westphälische Friede nur sehr locker wieder zusammenknüpft. Fremde Mächte

te benutzten diese unglücklichen Spaltungen und bürgerlichen Kriege der Deutschen, und gewannen seitdem den größten, den mächtigsten Einfluß auf die deutschen Geschäfte. — Hinc illae Lacrimae! —

Deutschland wurde und blieb ein gesetzmäßig getrenntes Reich. Die Macht der Kaiser verschwand, wie die Macht der Stände wuchs, und kaum noch hörbar war die Stimme der Gesetze, deren der Mächtigere ungestraft spottete. Denn nachdem das gesetzliche Ansehen des höchsten Oberhauptes gesunken war, war Niemand mehr, der den Gesetzen Ehrfurcht verschaffen, oder die mächtigen Stände mit Nachdruck zu ihrer Beobachtung anhalten konnte, um so weniger, als letztere im Falle der Gewaltthätigkeit fremder Hilfe versichert seyn konnten, vorzüglich von Seite Frankreichs, welches sich nun unter dem Vorwaade die Freyheit der deutschen Stände gegen den Despotismus der Kaiser zu schützen, in alle deutschen Angelegenheiten mischte, und seiner ganzen Politik aufboth, die Trennung der Gemüther, die wechselseitige Abneigung der Stände gegen einander zu unterhalten; weil es wohl wußte, daß es nur über das getrennte, nie aber über das vereinte deutsche Reich einigen Vortheil oder ein Uebergewicht erhalten könnte.

Diese Politik hatte vom Anfange bis jetzt dem französischen Wunsche gemäß, den besten Erfolg, und seitdem war Deutschlands Zustand schwankend, abhängig, prekär; seitdem war und blieb das deutsche Reich in der Staatenreihe von

Europa eine politische Nulle, seitdem war und blieb es ein schwaches, verachtetes, mißhandeltes Reich, der Spielball und der Spott seiner Freunde und seiner Feinde; seitdem hat es keine Selbstständigkeit mehr, und denkt noch immer nicht darauf, sich die verlorne Selbstständigkeit wieder zu verschaffen, welches nur durch eine wahre vollkommene Vereinigung aller Stände, und durch gute, zweckmäßige Kriegsrüstungen geschehen kann.

Und ist denn das Reich nicht noch wirklich zum Kampfe, zur Vertheidigung gerüstet? Haben wohl die deutschen Fürsten ihre Armeen aufgelöst? Stehen nicht noch wirklich ein paar 100,000 deutsche Krieger wohl gerüstet auf dem Boden des Reiches? — Das mag alles seine volle Richtigkeit haben, ohne daß man deswegen behaupten kann, das Reich befinde sich in einem guten Vertheidigungsstande. Denn die Macht und Sicherheit eines Volkes besteht nicht so fest in seinen Armeen, als vielmehr in dem ernstlichen Gebrauche und der weisen Leitung der Armeen, woran es in Deutschland schon Jahrhunderte fehlte.

Armeen sind Maschinen; die beste Maschine hat wenig Nutzen, wenn sie nicht recht, nicht gut dirigirt wird, und sie wird schlecht dirigirt; wenn sich ausser dem Meister jeder Mitarbeiter das Recht herausnimmt, nach Belieben daran zu pfuschen. Dieß ist das Bild der schon seit Jahrhunderten bestehenden Reichsarmee. Nie wurden seit mehr als 3 Jahrhunderten alle Theile dieser Maschine zur gemeinschaftlichen Vertheidigung in Bewe-

gung gesetzt. Die Unthätigkeit der Stände, ihre Nachläßigkeit in Erfüllung ihrer ständischen Pflichten veranlaßte die sogenannte Reichsmatrikel, welche jedem Stande eine grosse Truppenzahl, die er zur Reichsarmee stellen sollte, bestimmte, aber sehr unrichtig, sehr unverhältnißmäßig, sehr ungeschickt bestimmte.

Eine Folge davon war, daß bey allen Reichskriegen, wenn auch jeder Reichsstand sein Kontingent ganz stellte (das aber auch selten oder nie geschah) der größte Theil der Truppen, wenigstens bey den mächtigern Ständen gesetz- und verfassungsmäßig zu Hause in Unthätigkeit blieb. Der deutsche Regent konnte also in keinem Kriege, wie die Regenten anderer Länder, die gesammte Staatskraft gebrauchen, sondern immer nur einen im ganzen sehr unbeträchtlichen Theil dieser Kraft. Deutschland stritt immer mit oder nicht einmal mit halben Kräften gegen seine Feinde, während diese mit gesammter Kraft gegen Deutschland fochten.

Man sagt freylich, dieß sey gesetzmäßig geschehen, geschehe noch so, und die Konstitution verlange nicht mehr. — Allein ich sage dagegen: „Man muß die Konstitution verbessern, wo sie „offenbar fehlerhaft ist.“ —

Noch ein Hauptmtmangel herrschte von jeher bey der buntgescheckten Reichsarmee. Die Eigenthümer der verschiedenen Korps, aus welchen sie, als aus eben so vielen hetorogenen Theilen bestund, wollten von jeher, weil sie sich als

wahre unumschränkte Souveraine betrachteten, mit ihren Truppen beynahe nach Willkühr schalten; sie wollten nicht nur von jedem Schritte, welchen ihre Truppen machen sollten, zuvor genau unterrichtet seyn, sondern selbe gewissermassen selbst kommandiren, und, was noch schlimmer ist, selbe nach Belieben vermindern oder vermehren, oder ganz zurückziehen. Kurz — jeder wollte an der ohnehin elenden Maschine pfuschen; ist es ein Wunder, daß sie ins Stocken gerieth, daß sie ruinös wurde, daß ein Trumm nach dem andern wegsprang?

Endlich fehlte dieser ganzen unförmlichen Masse, die mit Recht — — rudis, indigestaque Moles — heissen konnte, wie den verschiedenen Herren, denen sie gehörte, der Gemeingeist. Da waren Oestreicher, Bayern, Schwaben, da gab es Franken, Hessen, Westphälinger, da fanden sich Tiroler und Böhmen, Ungarn und Preussen ein, da sah man endlich Brabanter, Brandenburger und Sachsen (die Herren Pommerer nicht zu vergessen) — kurz — da war alles, nur — kein Deutscher! —

Nicht nur jeder Kreis, sondern beynahe jede deutsche auch noch so kleine Provinz betrachtet sich als ein eigenes Land, und ihr Völkchen als eine eigene Nation, wie jeder auch noch so unbedeutende Fürst sich als einen wahren Souverain betrachtet, der nach höchsteigenem Belieben Bündnisse, Allianzen, Krieg und Frieden schliessen kann, wenn er gleich mit seiner ganzen Armee kaum im Stande wäre, ein paar Dutzend Räuber zu verjagen.

Voss-

Vollkommen passend ist daher die lächerliche Definition, welche man schon lange von dem h. r. Reiche gemacht hat: — Confusio perpetua, divinitus conservata — und Ovid würde vermuthlich das h. r. Reich ungefähr eben so wie seine Weltmaterie definiren — rudis, indigestique Moles, quam dixêre Chaos! — Wo soll nun der Gemeingeist in einem solchen Chaos ein bequemes Plätzchen finden?

Dazu kommt dann noch der kindische Nationalstolz der verschiedenen deutschen Nationen, welcher hin und wieder auch sogar einen eben so kindischen Nationalhaß unter denselben erzeugt, und in dem Herzen der Deutschen keinen deutschen Gedanken aufkeimen läßt.

Aus diesen und ähnlichen Quellen entstehen auch bey den Armeen wie bey den Höfen unter Hohen und Niedern ewige Rivalitäten, gegenseitige Abneigungen, besondere Interessen u. s. w. lauter Dinge, die allen Gemeingeist ausschliessen, und schon lange ausgeschlossen haben.

„Seitdem der westphälische Friede," heißt es in den schon öfter angeführten Bemerkungen über das kaiserl. Hofdekret vom 19. May 1795. S. 4. — „Seitdem der westphälische Friede die reichs„ständischen Interessen vereinzelt, von dem all„gemeinen Interesse getrennt, der Spekulation „eines jeden Besitzers überlassen, und nur noch „die Ceremonie der Belehnung, den Namen des „Reichsverbandes, und den Schein eines allgemei„nen Ganzen stehen gelassen — seit diesem Zeit„punkte mußte nothwendig aller Gemeingeist de

„Stände verschwinden; ihre Absichten und Wün„sche mußten auf Privatvortheil sich verengen; kein „Stand suchte von jener Zeit an sein Wohl in dem „Wohle der Andern insgesammt, und noch viel we„niger in dem Wohle der einzelnen Mitglieder: „was blieb also? es blieb eigennützige Sehnsucht „nach Privatruhe, nach Privatgenuß."

Daher kommt dann die alte Unthätigkeit der Reichsstände für das allgemeine Beste, für welches von jeher jeder einzelne Reichsstand so wenig that, als er konnte, das sich ganz vorzüglich in Kriegszeiten zeigte. Kaum hin und wieder zeichnete sich einer oder der andere durch patriotischen Eifer, durch rühmliche Thätigkeit aus; beynahe jeder stellte sein Kontingent nachläßig, mangelhaft, unvollständig.

Manche waren oft nicht im Stande, es gehörig zu stellen, weil sie es im Frieden nicht im Brauche hatten, auf den Krieg zu denken, oder sich nicht Zeit nahmen, sich auf den Krieg zu rüsten; indem sie mit wichtigern Dingen, mit Jagden, Komödien, Opern, Ballen u. dgl. — sich abzugeben hatten — lauter Dinge, welche mehr Rücksicht und Geld verdienen, als die öffentliche Sicherheit, um welche sich die deutschen Regenten überhaupt nicht viel zu bekümmern Ursache haben. Denn kommt Gefahr, so laufen sie, so lange sie Boden haben; ist die Gefahr vorüber, so geruhen sie gnädigst wieder zurückzukommen, und sich von ihren Unterthanen die Reisekösten bezahlen zu lassen.

Und so gieng es auch im letzten Kriege. „An „wenigen Orten ward, wie eben diese Bemer-

kun-

kungen S. 5 — 6 bemerken — „an die Stel-
„lung des fünffachen Contingentes — gedacht:
„wie war es auch möglich? die Römermonate,
„die Schatzungen und die Steuern der Unterthä-
„nen waren mit den Cammergeldern vermischt,
„und diese Cammergelder verzehrten — üppige
„Tafeln, geldfressende Spiele, kostspielige Jäger
„und Hunde, zahllose Pferde, Musikanten,
„Schauspieler, Maitressen, und — und ꝛc. —
„und — das ist nun von Alters her im h. r.
Reiche so der Brauch — und — da hat dann
Niemand nichts dagegen einzuwenden — und —
auch ich will kein Wort dagegen einwenden —
nur erlaube man mir zu fragen: Ist es bey sol-
chen Umständen wohl ein Wunder, wenn manche
deutsche Völker und Unterthanen ihre Herren und
Regenten als ihres Feinde betrachteten und noch
betrachten, wie jener Sprecher einiger Gemein-
den am Rheine, der dem Beamten, welcher sie
zum Kampfe wider die Ohnehosen aufmunterte,
geantwortet hat: „O! das ist ein grosser Unter-
„schied: die Franzosen fechten für sich gegen ihre
„Herrschaften; und wir — sollen für unsre Herr-
„schaften — gegen uns fechten.“ — A. a. O.
S. 38. — Ist es ein Wunder, daß manche
deutsche Völker und Unterthanen, welche von ih-
ren Regenten im Frieden nur Bedrückungen zu lei-
den, und im Kriege keinen Schutz zu erwarten
haben, ihren Regentschaften ein — seliges Ende
wünschten und noch wünschen? — „Sie ver-
„gleichen sich,“ heißt es mit Recht a. a. O. S.
31. — „sie vergleichen sich mit benachbarten Un-
„terthanen; finden diese glücklicher, und wün-

„schen ein ähnliches Loos. Andere sagen offen-
„herzig: unsere Herren sind gut —“ (wenn es
wahr ist,) — „aber zu schwach, um es immer,
„und mit Nachdruck zu seyn; in Friedenszeiten
„bezahlen wir Schatzungen, Steuern, Schutzgel-
„der — und in Kriegszeiten können sie uns nicht
„schützen: wir wollen einen grossen und mächti-
„gen Herrn, der uns für unsere Gaben auch
„schützen kann, und schützen will.“ — Wohl
wahr — nur ist es leider recht sehr zu bedauern,
daß es dermalen keinen solchen Herrn im h. r.
Reiche giebt! An der Macht, ihre Unterthanen
zu schützen, fehlte es allen, und selbst an dem
Willen dazu, fehlte es den meisten.

Die meisten wären zwar im Stande gewe-
sen, ihre Pflicht zu erfüllen, aber sie wollten nicht;
weil jeder nach der deutschen Staatsmaxime so
wenig thun muß, als er kann. — Bey einigen
hieß es: Ich habe keinen Krieg, sondern das
Reich. Einen Krieg zu beschliessen, haben die
meisten Reichsstände Muth genug; denn sie ver-
lassen sich aufs Reich: „Das Reich ist groß und
„mächtig genug, es wird sich schon wehren ꝛc.“
— Da soll dann alles das Reich thun, und die
Stände selbst wollen nichts thun — als wenn
das Reich ein anderes von ihnen ganz verschiede-
nes Ding wäre. —

Auch der König von Preussen beschwerte sich
in der Erklärung über seinen schönen Frieden mit
Frankreich darüber, daß die Reichsstände ihre
Reichsschlußmäßigen Kontingente nicht gestellt
hätten — mit dem Beysatze (der zu dem, was

ich

ich kurz vorher von der Reichsarmee rühmliches gesagt habe, vollkommen paßt) „daß die reichs„verfassungsmäßig zusammengesetzte Macht so „manche Schwächen eines aus vielfachen Theilen „componirten Ganzen an sich trage, und ohne den „Beystand anderer Mächte nicht überall wirksam „genug sey.“ S. Patriotische, aber ehrfurchtsvolle Bemerkungen, über die von Sr. Majestät dem Könige von Preussen, durch höchst dero Minister am Reichstage zu Regensburg gemachte Erklärung in Betreff des am 5. April 1795. mit der französchen Republik geschlossenen Friedens= 1795. S. 12. bis 13. — wo der Verfasser noch folgendes beyfügt: „dieser Vorwurf enthält lei„der, Wahrheiten; aber — — mit der Hilfe „des Himmels können diese wichtige Lehren eines „ausgetretenen Mitstandes dem Besten des deut„schen Reiches zum Heile dienen, wenn sie von al„len Reichsgliedern wohl beherziget, und in der „gegenwärtigen Epoche mit Anstrengung benützet „werden.“ — Der Herr Verfasser hatte also ein gutes Zutrauen zu den Reichsgliedern, und glaubte, sie könnten sich wohl — mit der Hilf Gottes einstens noch bessern — möchte sein Zutrauen nur auch gegründet gewesen, und von ihnen wirklich was zu hoffen seyn!

Allein so lange es an Gemeingeist fehlt — — und wo soll dieser herkommen? Wird ihm vielleicht das Säkularisations= und Entschädigungsgeschäft eine glückliche Wiedergeburt geben? Dieß wäre gerade der kräftigste Exorzismus, diesen Geist aus dem h. r. Reiche hinauszubannen, wenn er noch darin spukte. Denn dieses glorwürdige

Ge=

Geschäft wirket nicht nur Erbitterung bey den geistlichen Ständen gegen die weltlichen, sondern es erweckt auch Mißvergnügen unter den weltlichen selbst; indem keiner bekommt, oder behält, was er will. Deswegen ist dann auch keiner zufrieden, und einer beneidet dann den andern um so manchen Brocken, den er selbst gern verschlungen hätte.

Dieß wissen die Herren Franzosen und die Herren Preussen gar wohl, und dringen eben darum so ernstlich auf die Theilung der heiligen Beute. Denn für diese Herren ist nichts besser und vortheilhafter, als daß im h. r. Reiche nichts zusammen gehe. Von den erstern sagt daher auch eine erst kürzlich erschienene Schrift (Betrachtungen über die fünf Friedensschlüsse ꝛc.) — „Frankreichs Politik erfordert nur Mißverständnisse unter den Königen zu erregen und zu nähern, wozu Stoff genug in der deutschen Entschädigungssache liegt.“ — Was von den Königen gilt, ist auch um so mehr auf die deutschen Reichsstände auszudehnen, als die meisten, größten und mächtigsten Könige Europens deutsche Reichsstände sind.

Wenn es aber in dieser Schrift weiter heißt, die Säkularisation sey weder bedenklich noch gefährlich; so kommt mir dieses ein wenig sonderbar vor. Die Unterthanen der geistlichen Staaten sind freylich an den Kirchengehorsam gewöhnt, und wenn sie es auch nicht wären, so hätte man von ihrer Seite doch nie einen Widerstand zu befürchten; nicht nur, weil es ihnen dazu an Kräften mangelt, sondern auch, weil es ihnen sehr

gleich=

gültig seyn kann, ob ihr — gnädiger Herr eine spitzige Kappe oder einen Säbel trägt.

Eben so wenig bedenklich ist sie wegen den geistlichen Fürsten und Ständen selbst, die einerseits nichts dagegen unternehmen können, und andrerseits wegen dem sie betreffenden Schicksal im Ganzen eben so wenig zu bedauern sind, als die weltlichen Fürsten und Stände, wenn sie etwa nach einem halben Jahrhundert das nämliche Schicksal trift (wozu ihnen eben das jetzige Entschädigungsgeschäft höchstwahrscheinlich den Weg bahnen dürfte, worüber man mehreres finden kann in der kleinen Schrift: „Bedenken über „das Entschädigungssystem, besonders für weltli„che Fürsten.“) Denn jene geistlichen Herren hätten ihr Schicksal, ohne Propheten zu seyn, schon lange, besonders nach den Rastädter Unterhandlungen, im Falle eines unglücklichen Ausganges, nicht nur voraussehen, sondern, wenn sie ernstlich gewollt hätten, auch abwenden oder verhüten können. Aber sie wollten, nur wenige ausgenommen, von allgemeinen Landesbewaffnungen nach dem Wunsche und der Anleitung des Erzherzogs Karl nichts hören. Vermuthlich befürchteten sie, der Kirchengehorsam möchte ihren bewaffneten Unterthanen nicht mehr recht behagen wollen. Dafür mögen sie sich es nun jetzt behagen lassen, nebst dem Kirchengehorsame auch die Unterthanen zu verlieren.

Die zweyte Ursache, warum sie nicht sehr zu bedauern sind, ist diese; weil nämlich die Regierung vieler oder vielleicht der meisten aus ihnen so

beschaf-

beschaffen war, daß es gar nicht Schade darum ist, wenn sie schon ein Ende nimmt. Deswegen freyen sich auch ohne Zweifel viele geistlichen Unterthanen auf die Abdankung ihrer hochwürdigsten Herren; obwohl sie es vielleicht um wenig oder nichts besser treffen dürften; denn die Regierung mancher weltlichen Fürsten und Stände ist gerade so schlecht, oder, wo möglich, noch schlechter, als die Regierung mancher geistlichen Fürsten und Stände.

Indessen folgt aus dem allen keineswegs, daß die Säkularisation weder ungerecht und unbillig, noch bedenklich und gefährlich sey. Und wie kann man wohl eine Sache weder als bedenklich, noch als gefährlich betrachten, welche Stoff genug zu Mißverständnissen unter den Königen, Fürsten und Reichsständen enthält, welche früher oder später die ohnehin noch nicht ganz erloschene Kriegsflamme in Europa nur zuleicht wieder anblasen können? — Für Frankreich und Preussen ist sie freylich weder bedenklich noch gefährlich, sondern vielmehr im höchsten Grade vortheilhaft. Uebrigens hat letzteres gar nicht Ursache, den Reichsständen wegen Nichtstellung der Kontingente Vorwürfe zu machen; indem es sein Kontingent zuerst und zwar ganz zurückgezogen hat. Dieser patriotische Reichsstand war — der erste beym Kriege, und der erste davon; er hat das Reich in den Sumpf geführt, und dann hübsch darin stecken lassen. Preussen, von Oesterreich unterstützt, hätte Mittel genug in Händen gehabt, die nachläßigen Reichsstände mit Nachdruck zur Erfüllung ihrer Pflichten (worunter aber die von dem —

groß-

großmüthigen Berliner Hofe verlangte Verpflegung seiner Truppen nicht gehörte — S. obige patriotische Bemerkungen über die preußische Erklärung ꝛc. S. 11.) anzuhalten; aber es war diesem Hofe nicht darum zu thun. Er scheint vielmehr selbst manche Stände von Vertheidigungsanstalten zurückgehalten zu haben, und wenigstens das dortmals herumgehende Gerücht nicht ohne Grund gewesen zu seyn, daß der Churfürst von Mainz (und vielleicht noch mehrere Reichsstände) noch vor Preussens schimpflichen Abtritte sein Volk bewaffnen, oder eine zahlreiche Landmiliz errichten wollte, Preussen aber es mißrathen und hintertrieben habe.

Uebrigens machten die Preussen einen gewaltigen Plaus über ihre ausgeübten Großthaten; allein wenn man sie beym Lichte betrachtet, werden diese grossen Thaten erbärmlich klein. Diese grossen Thaten sind in den Bemerkungen über das kaiserl. Hofdekret vom 19. May 1795. S. 45, wie mich dünkt, eben so gründlich und bündig, als kurz geschildert.

„Preussen sucht den Bund mit Oesterreich;
„räth zum Reichskriege; zieht nach Champagne,
„kehrt zurück; entblößt die Niederlande; hindert
„die Alliirten, kommt allenthalben zu spät; ver-
„sieht den Feind mit Tüchern und Lebensmitteln;
„nimmt Subsidien von England, und läßt die
„Soldtruppen nach Westphalen" — (nicht auch nach Polen? — Dort war aber auch mehr zu machen, und zu profitiren, als in Frankreich —)
„ziehen; verläßt Oesterreich beym Einmarsch in

„das

„das Elsaß; weist des Kaisers Rücksprache mit „Falschheit zurück; spottete der Coalition, wird „bundbrüchig; verletzt Treue und Leheneid gegen „Kaiser und Reich; macht allein für sich Friede „mit dem Feinde, wird sein Alliirter; bewacht die „feindselige Demarkationslinie; und wird Feind „des Kaisers und des Reiches" — und, kann man heut zu Tage noch beysetzen, verlangt nun grosse Entschädigungen — zum Lohne seiner Treulosigkeit. — Und doch giebt es noch immer eine Menge unter den deutschen Ständen, welche blind genug sind, diesem geschwornen Reichsfeinde ihr volles Zutrauen zu schenken, und ihr künftiges Schicksal in seine habsüchtigen und treulosen Hände zu legen; so offenbar auch diese Macht schon lange Zeit ihr Verderben, ihre Zernichtung, ihren Untergang beabsichtet. Der Verfasser dieser Bemerkungen führt bey dieser Gelegenheit eine Schrift an, unter dem Titel: Politische Lage und Staatsinteresse des Königreichs Preussen, von einem Staatsbürger desselben — welche vielleicht manchem verblendeten Reichsstande den Staar stechen könnte, wenn dieser anderst nicht unheilbar ist. Preussen ist nicht nur selbst an der gemeinen Sache treulos geworden, sondern es hielt auch andere zu gleicher Treulosigkeit an, zwang die Hälfte der deutschen Provinzen zur Unthätigkeit; zwang sie, sich von dem gemeinen Interesse des Reiches, welches in Erkämpfung eines sichern und ehrenvollen Friedens für das Ganze, nicht einer augenblicklichen Ruhe für einen Theil bestund, zu trennen.

Heißt das nicht, das Bischen Gemeingeist, der hie und und da noch ein deutsches Herz beseelte, mit Gewalt ersticken? Heißt das nicht, zwischen Deutschland und Deutschland eine Scheidewand errichten, um eine ewige Spaltung zu gründen? Aber soll diese Scheidewand vielleicht die künftige Gränze der von Preussen beabsichteten Eroberungen oder der im Falle einer einsmaligen Theilung Deutschlands von Preussen sich ausgesehenen Beute seyn? Das mag nun seyn, wie es will, so viel ist gewiß, diese Scheidewand war das Grab des deutschen Patriotismus, der schon Jahrhunderte kränkelte, uud endlich in diesem Kriege von jenem undeutschen Hofe den Rest bekam. Und was ist ein Volk ohne Patriotismus, ohne Gemeingeist?

„Deutschlands politisches Ansehen und Ge„wicht," heißt es mit Recht in dem kaiserl. Hofdekrete vom 19ten May 1795. „gründet sich auf „glückliche Uebereinstimmung des deutschen Ge„sammtwillens der mit ihrem Oberhaupte gesetz„lich vereinigten Churfürsten, Fürsten und Stän„de, und dessen dauerhaftes Wohl auf die Ach„tung für die Unverletzlichkeit seiner Grundsätze „und Reichsschlüsse. Selbst Se. kaiserl. Maj. „sind den Gesetzen unterwürfig" — und jeder Reichsstand vom ersten Churfürsten bis auf den letzten Reichsbaron muß ihnen unterwürfig seyn: wenn Deutschland ein wohlgeordneter, im Frieden glücklicher und im Kriege furchtbarer Staat seyn, oder werden soll, welches aber dieses unglückliche Land schon Jahrhunderte nicht mehr gewesen ist; weil schon Jahrhunderte hindurch die

Gesetze weder im Kriege noch im Frieden mehr geachtet wurden.

Herr von Büren, der im 17ten Jahrhundert Präsident des Reichskammergerichts war, auf welchem Posten er über dieser Sache Erfahrungen genug zu sammeln Gelegenheit hatte, und nachher Jesuit wurde, ist ohne Zweifel dadurch veranlaßt worden, folgenden Wahlspruch anzunehmen, den er in alle seine Bücher zu schreiben pflegte: Ni Robur in Armis — vae tibi! —

Ich weiß wohl, daß sich dieses Löbl. Gericht von jeher durch strenge Gerechtigkeitsliebe ausgezeichnet, und den Kleinsten und Schwächsten auch gegen den größten und mächtigsten Unterdrücker, in Schutz genommen hat; aber was hilft das den Schwächern, da es am Ende doch meistens an der Exekution fehlt? Was fragt der grosse mächtige Reichsstand nach den Sprüchen des unmächtigen Reichskammergerichtes? — Ni Robur in Armis — vae tibi! —

Und das gilt von den Zeiten des Friedens, wie von den Zeiten des Krieges, und wenn das nun immer so fortgeht; was soll aus dem h. r. Reiche am Ende werden? Hat es was anders zu erwarten, als Pohlens Schicksal — was anders, als Vertheilung und Einverleibung in grössere Staaten?

„Dieß ist unfehlbar das einsmalige Loos „aller Staaten von der zweyten Grösse, wenn „sie sich lediglich auf ihre pergamentenen Gerechtsamen, auf ihre uralte Verfassung, auf Transakti-

„aktionen und Friedensschlüsse verlassen. — —
„Wehe ihnen, wenn sie auf den tausendjährigen
„Urkunden ihrer Rechte und ihres Besitzstandes
„einschlafen, oder sich durch neuere Verträge ge-
„sichert wähnen. Täglich steht ihnen das Ur-
„theil der Einverleibung oder Vertheilung bevor,
„wär es auch nur aus dem Grunde der Arrondi-
„rung; denn dieses Argument wird, mit zuneh-
„mendem feinem Geschmack, immer wichtiger, weil
„die runden Linien der Schönheit näher sind, als
„die eckigten.“ —

„Vergrösserungssucht ist die Leidenschaft der
„Monarchen. Die Ausnahmen hievon sind so
„selten, als Privatmenschen, die keine Ehre, kei-
„ne Reichthümer, keine Aemter wünschen. Zwar
„sagt die Philosophie zu jenen, daß sie ihre Grös-
„se in Beglückung und nicht in Vergrösserung
„ihrer Staaten suchen sollen, so wie sie in den
„Privaten Zufriedenheit mit Wenigem anräth;
„wird aber dort so wenig, als hier gehört. Es
„ist nicht Mäßigung, Freundschaft oder Vertrags-
„recht, was den kleinern Staaten ihre Freyheit
„und erbliche Konstitution erhält, sondern die Ri-
„valität der grossen Mächte. Würden diese über
„die Theilung eines Landes einig, so wäre die
„Sache ohne weitere Umstände gethan, trotz al-
„len Protestationen des Himmels und der Erde.“
S. — Politische Rumern — — 1785. Frank-
furt am Mayn. S. 7 und S. 58 bis 60. —

Zwar dürfte dieses den deutschen Völkern größtentheils ziemlich gleichgültig seyn; um einen Herrn dürften sie sich nicht bekümmern, und die

Regierung vieler deutschen Stände ist noch immer so beschaffen, daß ihre Unterthanen wohl nicht Ursache hätten zu fürchten, sie möchten in schlechtere Hände fallen. Auch liegt dem Schaafe wenig daran, ob aus seiner Wolle ein Pallium oder der Unterrock einer Maitresse wird. Vielleicht wäre eine solche Theilung für die meisten deutschen Völker besser, wie sie für einen grossen (vielleicht für den größten) Theil der polnischen Völker besser war.

Denn ein grosser, mächtiger Staat kann seinen Unterthanen auch einen grossen, mächtigen Schutz gewähren. Dagegen kann freylich auch der Despotismus, der in den größten und kleinsten Staaten am besten gedeiht, so viel Unheil stiften, daß es jenen Vortheil zehn- hundert- und tausendfach wieder aufwiegt. In Rücksicht der deutschen Völker ist es also zweifelhaft, ob sie dabey gewinnen oder verlieren dürften, und da die sogenannten freyen Deutschen ohnehin noch grossentheils unter dem Joche einer eben so drückenden als schimpflichen Sklaverey schmachten; so haben sie sich darüber wohl wenig zu bekümmern, ob die hochgepriesene deutsche Reichsfreyheit ihre papierne Existenz behält oder verliert. Denn überhaupt ist — „für den grössern gehorchenden Theil „der Deutschen die deutsche Reichsfreyheit, deren „allerdings beträchtliche Vortheile nur allein den „deutschen Beherrschern desselben wirklich zu gute „kommen, in allem Betrachte von keinem sonderlichen Nutzen. Immer wird dieser bloß gehorchende Theil mittelbarer deutscher Reichsunterthanen dabey in seiner gewöhnlichen Lage der Unterwür-

„terwürfigkeit bleiben, und in dieser Rücksicht dürf„te denselben auch wohl politisch gleichgültig seyn „können, ob ermeldte deutsche Reichsfreyheit im „Reiche wirklich Gefahr laufen, und daraus für „diese selbst besorgliche Staatsveränderungen er„wachsen möchten, oder nicht." — (S. die Schrift: Was ist deutsche Volksfreyheit, deutsche Reichsfreyheit und deutscher Fürstenbund? Eine deutsch-patriotisch-staatsrechtliche Betrachtung, von Christoph Ludwig Pfeiffer. 1786. S. 46 bis 47.)

Haben sich aber auch die deutschen Fürsten und Stände eben so wenig darum zu bekümmern? Ist ihnen eben so wenig daran gelegen? Zwar wenn man ihre alte schläfrige Unthätigkeit (denn ihre Thätigkeit und Bestrebsamkeit in Bezug auf die zu erhaltenden Entschädigungen ist hierin ganz zwecklos, weil sie nicht auf Vereinigung und Erhaltung, sondern auf Trennung und Zerstörung zielt) betrachtet, sollte man wirklich glauben, daß ihnen diese Sache ganz gleichgültig wäre. Indessen ist sie ihnen doch nicht gleichgültig, kann ihnen nicht gleichgültig seyn. — „Diesen muß „hauptsächlich daran gelegen seyn, jene Verfassung „zu erhalten, weil ihre Freyheit, Rechte, Macht „und Sicherheit für sie und ihre spätesten Abkömmlinge lediglich darauf beruhet." — Politische Numern S. 17. —

Sollten sie denn nicht mit vereinter Kraft, mit Beseitigung aller Privatabsichten, mit Hintansetzung aller Privatvortheile, die zum Nachtheile des Ganzen gereichen, jeder Gefahr, die jener

Verfassung droht, vorzubeugen suchen? — „Wenn hier nicht mit der sorgsamsten Eifersucht „gegen jede Gefahren, jeden auch fernen Eingriff „gewacht würde, wenn hier Indolenz oder Furchtsamkeit zu Nachgiebigkeiten und unzeitigen Gefälligkeiten verleitete; so würde vielleicht schon „das nächste Jahrhundert unsre deutsche Verfassung nur aus der Geschichte kennen. Ein deutscher Fürst kann also für die freye Souverainität seines Hauses nie besser sorgen, als wenn er „sich mit dem größten Eifer auch im Erheischungsfalle mit den größten Aufopferungen, für die „Konstitution des Reiches verwendet. Ein jeder „Schritt, den er dawider thun, ein jeder mittel- „oder unmittelbare Vorschub, den er (vielleicht „eines glänzenden, augenblicklichen Haus- oder „Privatvortheilswegen) zu einem offenbaren oder „heimlichen, nahen oder fernen Eingriffe leisten „wollte, wäre ein Ring zu der Sklavenkette sei- „ner Enkel." — Eben da —

Kurz — Ihr Fürsten und Stände Deutschlands! Sklaverey ist früher oder später Euer und der Eurigen Schicksal, wenn Ihr statt den erstorbenen Gemeingeist wieder zu erwecken, vielmehr dem Trennungs- und Zerstörungsgeiste Vorschub leistet. Aber worauf verlasset Ihr Euch? worauf gründet Ihr Eure Hoffnung, Euer und der Eurigen künftige Existenz, die Dauer und Sicherheit Eurer Thronen? Auf Garanten und Alliirte? Diese werden zwar Eure Verfassung schützen, so lange sie dabey ihre Rechnung finden; aber wer ist Euch Bürge, daß sie sich nicht zu Eurem Sturze vereinigen werden? —

Le Zêle des alliés, ſagt Friedrich II. n'eſt que tiedeur, & l'on ſe trompe à coupſûr, ſil' on compte ſur d'autres, que ſur ſoi meme. —

Je gröſſer und mächtiger ein Reichsſtand iſt, deſto weniger hat er Urſache, ſich um's Reich zu bekümmern, deſto mehr überwiegt bey ihm ſein Privat- oder Hausintereſſe das Intereſſe für das Ganze; weil er ſeine Selbſtſtändigkeit auf ſeine eigne Macht gründen kann, welches Ihr (und ſelbſt die mächtigſten unter Euch, Baiern und Sachſen) einzeln nicht könnet, ſondern nur vereint, nur mit geſammter Macht. Wird er ſich nun viel um die Erhaltung des Reichs bekümmern, beſonders, wenn er durch deſſen Verfall noch ſeine eigene Macht zu vergröſſern Gelegenheit findet? Berechnet nun daraus den Schutz, welchen Ihr von allen europäiſchen Mächten, die zugleich Reichsſtände ſind, zu erwarten habt; wenn es einmal auf den Ernſt ankommt.

Zwar hat Euch bisher ihre Rivalität erhalten; aber kann ſich dieſe Rivalität nicht endlich in eine Allianz, die Eure Theilung, Auflöſung oder Unterjochung zum Zwecke hat, verwandeln? Vorzüglich hatte das Reich die Fortdauer, ſeiner Exiſtenz der Eiferſucht zwiſchen Oeſtreich und Preuſſen zu verdanken; aber können ſich nicht am Ende auch dieſe noch mit einander verſtehen?

Das glauben nun freylich die Stände nicht, und ſchlieſſen ſich daher mit blinder Zuverſicht theils an dieſe, theils an jene Macht an, ohne zu bedenken, daß dieſe blinde Anhänglichkeit nur zu leicht in eine völlige Abhängigkeit ausarten könne.

Was können wohl die Stände von Preussen hoffen? Hat diese Macht nicht von jeher sich auf Kosten des Reiches vergrössert, und sucht sie nicht eben heut zu Tage sich mehr als jemals auf Kosten des Reiches zu vergrössern? — Das Haus Brandenburg hat „den deutschen Rittern Preus„sen, und dadurch allen edeln Familien Deutsch„lands ihr gemeinschaftliches Eigenthum gewalt„sam entrissen; Magdeburg, Halberstadt und „andere Stiftungen weggenommen. — — — „Wer hat mehr säkularisirt als das Haus Bran„denburg, und dadurch die geheiligten Rechte der „Kirche und des Adels gekränket? Wer hat „dem Reiche mehr entrissen als Brandenburg? „Auch widersetzte es sich, als Karl VI. den 10ten „Artikel seiner Wahlkapitulation erfüllen, und „Maaßregeln treffen wollte, daß die avulsa im„perii wieder erworben würden: die Erinnerung „an Preussen, Neuchatel u. a. machten, daß „der brandenburgische Gesandte am Reichstage da„gegen feyerlich protestirte, bis daß Kurbraun„schweig das Mittel fand, daß der 10te Artikel „der Wahlkapitulation nie auf diejenigen Länder „erstreckt werden soll, welche Kurbrandenburg „entrissen habe."

„Wer hat endlich auch mittelbar dem deut„schen Reiche mehr Schaden zugefügt als das Haus „Brandenburg? ohne dessen zweydeutige Politik „jene unter dem Vorwande der Religion ausge„übten dreyßigjährigen Verheerungen, wenigstens „von keiner solchen Dauer gewesen wären, und „dem deutschen Reiche nicht den Verlust seiner „schönsten Länder zugezogen hätten. Alles was

„fremde

„fremde Mächte dem deutschen Reiche entzogen „haben, verdanken sie dem Vergrösserungsplane „des Hauses Brandenburg, das meistens nur „zum Scheine, oft gar nicht widerstrebte, manch„mal selbst dazu beyhülflich war. Kurz jeder Ver„lust, jede neue Verheerung Deutschlands ist auf „der andern Seite durch eine Vergrösserung des „Hauses Brandenburg bezeichnet.“ Politische „Rumern S. 135 — 36.

Und verhält sich die Sache nicht eben so in unsern Tagen? Wer hat mehr Anlaß zum Kriege gegeben, als Preussen? Wer ist mehr Ursache an dem unglücklichen Ausgange des Krieges und an dem Verluste des linken Rheinufers als Preussen? Und wer verlangt für solche Dienste eine grössere Belohnung als Preussen? Wer sucht unter allerhand nichtigen Vorwänden eine grössere Entschädigung, welche den Verlust wenigstens doppelt übersteigt, als Preussen? Wer trachtet bey diesem letzten ungeheuern Verluste des Reiches mehr zu gewinnen als Preussen? Wie rastlos bemühet es sich nicht seit seinem mit unerhörter Treulosigkeit geschlossenen Frieden die schönsten Provinzen des Reiches zu verschlingen? Auf welche Länder hat es nicht schon seine gierigen Blicke geworfen? Hannover, Paderborn, Hildesheim, Münster, Würzburg, Bamberg ꝛc. ꝛc. waren und sind noch immer die Gegenstände seiner unersättlichen Habsucht. Von wem hat also das Reich, so frage ich jeden Unpartheyischen, vom Hottentotten bis auf den schlaueſten Italiäner, von wem hat das Reich weniger Gutes zu

hoffen, von wem mehr Böses zu befürchten, als von Preussen?

Auch Oesterreich ist nicht zu trauen, und diejenige Parthey, welche die Fortdauer und Sicherheit der deutschen Verfassung auf diese Macht gründet, kann sich eben so leicht in ihrer Hoffnung täuschen. Schon lange suchte es, und sucht eben jetzt wieder mit allem Ernste das rechte Innufer zu erhalten, um dadurch festere Gränzen zu bekommen. Geschieht dieses, so kann es nach dieser beträchtlichen Schwächung der ohnehin schwachen baierischen Macht, früher oder später alle ihm nur immer beliebigen Entwürfe ausführen, ohne einerseits einen starken Widerstand oder andrerseits einen Einfall in seine Länder, als etwa in Böhmen, befürchten zu müssen.

Was ist also zu thun? — nichts, als daß beyde Partheyen sich vereinigen, um mit gesammter Hand die Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung und der Reichsgesetze zu behaupten. Redliche, aufrichtige Allirte mögen dazu gute Dienste leisten; aber man muß sie weder als nothwendig betrachten, noch weniger sich ganz ihrer Treue, oder ihrer Willkühr überlassen. Eigene Kraft ist die beste Kraft. Vereiniget dann Euch und Eure Kräfte — „Grosse und Edle Deutschlands, „die Ihr fast allen Thronen Beherrscher gegeben „habt, laßt den Geist deutschen Muths, deutscher „Freyheit und deutscher Würde nicht von Euch „weichen. Eure eigne Stärke, Eure Gesetze sind der einzige Schutz, dessen ihr bedürft." — Politische Rumern S. 150. —

Dest-

Oestreich und Preussen können zwar mächtige Stützen der Reichsverfassung seyn; aber sie sind keine sichern Stützen. — „Und wäre es „nicht besser, wenn die Sicherheit der Reichsverfassung auf einem innern Grunde beruhete? „Wenn durch eine offenbar gesetzmäßige Verbindung der gesammten übrigen Reichsstände eine „dritte Wagschaale zu der Bilance in Deutschland „käme, so wäre gewiß für die Dauer der einheimischen Ruhe besser gesorgt, und es würde mit „einemmale vielen Verlegenheiten, wechselseitigen „Kränkungen und unangenehmen Verhältnissen „vorgebeugt. Es käme alsdann nie ein Staat „von der zwoten Grösse in Kollision, und die in „diesem Falle so nöthigen Nachgiebigkeiten, „Freundschaftsdienste ꝛc., die für kleinere Staaten manchmal von schlimmen Folgen sind, fielen „weg; denn die alliirten Höfe (die alle für Einen „stehen) machten ein Ganzes aus, das in jeder „Rücksicht mit dem mächtigsten Staate im Gleichgewicht stünde, und folglich nicht nur für „Deutschland, sondern auch im höchsten Tribunal Sitz und Stimme behaupten könnte. — „Ein solches Triumvirat, man erlaube mir die „Benennung, ist der dermaligen Reichsverfassung nicht nur angemessen, sondern auch zu ihrer Aufrechthaltung nöthig. Die drey deutschen Mächte A, B, C, (Austria, Borussia, „Corpus Principum Germanorum) wären „(einzeln genommen) ewige Bürgen für die „Verfassung des Reiches, und (zusammen genommen) ewige Schiedsrichter für die Angelegenhei-

genheiten von ganz Europa." Politische Nummern S. 70—72.—

Indessen scheint mir doch eine solche besondere Verbindung der deutschen Stände, wenn sie gleich sehr zweckmäßig seyn möchte, zur Erhaltung der Reichsverfassung, nicht unumgänglich nothwendig; vielmehr kommt mir eine allgemeine Verbindung oder Vereinigung, welche sich vom ersten bis auf den letzten Reichsstand erstreckt, keinen ausschließt, und gegen keinen insbesondere, sondern nur gegen jeden Uebertreter der Gesetze vom kleinsten, der nur 10, bis zum größten, der 200,000 Soldaten hat, überhaupt gerichtet ist, als einfacher natürlicher und zweckdienlicher vor. Zwar dürften Oestereich und Preussen dabey immer einen großen Einfluß behalten; aber die nachtheiligen Wirkungen desselben könnten leicht durch standhafte Handhabung der Gesetze, und partheylose Wachsamkeit der übrigen Stände gehemmet und verhindert werden, besonders wenn diese mit Ernst darauf dringen wollten, daß in Zukunft das Interesse der nicht zum Reiche gehörigen Länder, wie Ungarn, Preussen ꝛc. von dem Interesse des Reiches, so viel als möglich, getrennt, und ersteres mit dem letztern nicht mehr so leicht und so oft, wie bisher vermenget würde. Dieses zu bewirken würde keine Unmöglichkeit seyn, wenn man sich's ernstlich angelegen seyn liesse.

Uebrigens ist eine solche Vereinigung der deutschen Stände und ihrer Macht von der ersten oder andern Art das einzige, wahre, wirksame, kräftige Mittel, die deutsche Verfassung, und

die

die wahre (nicht bloß eingebildete Freyheit der Stände zu erhalten, deren Erhaltung um so wünschenswerther seyn dürfte, jemehr die zunehmende allgemeine Aufklärung Hoffnung giebt, daß die noch immer beträchtliche Anzahl schlechter deutscher Regenten nach und nach immer mehr abnehmen, und dabey die deutsche Nation sich besser befinden dürfte, als wenn sie vertheilt und grössern Staaten einverleibt werden sollte.

Möchten nur auch die Fürsten und Stände ihr wahres Interesse kennen lernen! Möchten besonders diejenigen, welche im Kriege Verlust erlitten haben, sich nicht blenden lassen durch die fetten Brocken die ihre vermeinten Freunde ihnen zuwerfen wollen, theils um ihre gerechten Klagen zu stillen, theils um die Geringschätzung, die man von ihnen als wahren Sklaven des fremden Einflusses hat, zu verheelen, theils um ihre Sklaverey für die Zukunft noch mehr zu befestigen (oder wächst nicht eben dadurch der französische uud preussische Einfluß noch mehr an? werden nicht die Entschädigten gewissermassen, wenn gleich nicht dem Namen nach, Vasallen von Frankreich, und werden nicht die Franzosen, wenn sie sich ihnen bey einem künftigen feindlichen Angriffe widersetzen wollten, sie nicht nur der Undankbarkeit beschuldigen, sondern selbst gleichsam als Rebellen betrachten und behandeln?) theils endlich um ihr Augenmerk von Bestrebsamkeit nach ihrer künftigen Sicherstellung abzulenken, damit sie ja nicht auf den Gedanken, sich aus dem Stande der Unmündigkeit herauszuarbeiten kommen,

und dann die Lust verlieren möchten, sich länger von ihren Vormündern am Gängelbande leiten zu lassen. Wissen sie denn nicht, daß man das, was man ihnen heute giebt, Morgen wieder nehmen kann; wenn sie für ihre Sicherheit und Selbstständigkeit nicht besser sorgen als bisher?

Nein, nicht in Erhaltung grosser Entschädigungen, sondern in Erhaltung der Verfassung, der Einigkeit, der allgemeinen Eintracht, der Selbstständigkeit, der Unabhängigkeit von fremden Mächten und ihrem Einflusse ꝛc. — darinn liegt die wahre Wohlfahrt und das Interesse der deutscheu Völker und der deutschen Stände, sowohl insgesammt, als auch eines jeden grossen oder kleinen Reichsstandes insbesondere.

Um aber unsere Konstitution im Wesentlichen zu erhalten, ist es auch nothwendig, sie in mehrern Stücken zu reformiren, und den gegenwärtigen Zeitumständen anzupassen. Nichts ist vollkommen unter der Sonne; folglich auch nicht unsere Konstitution. Aber beynahe jedes Ding kann besser, nützlicher, vollkommner werden, wenn die Menschen an dessen Verbesserung und Vervollkommnung zu arbeiten nur nicht zu bequem, zu träge, oder zu altgläubig sind. Dieß gilt auch von unserer Konstitution: sie kann, sie soll, sie muß verbessert werden, wenn sie nicht aller Wahrscheinlichkeit nach, ehe noch ein Jahrhundert verfließt, wie ein altes Gebäude, das man nicht ausbessert, zusammenstürzen soll. Sie bedarf grosser Verbesserungen: denn sie hat grosse,

auf-

auffallende Fehler. Ich will nur über einige davon meine Meinung sagen.

Vor allem sollte das Stimmrecht besser geordnet, und mehr nach dem natürlichen Staatsverhältnisse und Staatsinteresse regulirt werden. Jeder Stand giebt seine Stimmen nach der Anzahl seiner ständischen Länder, ohne daß dabey weder auf ihre Grösse oder Bevölkerung, noch auf ihre Erträgnisse, Einkünfte oder Beyträge in die allgemeinen Reichskassen Rücksicht genommen würde. Auf dem kleinsten Fürstenthume haftet das nämliche Stimmrecht wie auf dem größten. Die Grafen und Prälaten haben gar nur etliche wenige Kuriatstimmen, wenn gleich mancher einzelne Graf oder Prälat mehr Land besitzt, als mancher kleine Fürst, der allein seine Stimme zu geben hat.

Worauf gründet sich nun diese Art zu stimmen? Hat sie wohl etwas Reeles zum Grunde? Wäre es nicht der gesunden Vernunft, der natürlichen Billigkeit und dem gesammten Staatsinteresse weit angemessener, wenn dieses Stimmrecht wo nicht mit den Erträgnissen oder Einkünften (weil diese so genau sich nicht bestimmen lassen, daher ich mich auch in Betreff der Militärverfassung nicht darauf beziehen werde) wenigstens mit der Bevölkerung der Länder in ein gewisses Verhältniß gesetzt würde?

Sind nicht die Stände Repräsentanten ihrer Völker? Und ist es nicht allen aus der Vernunft und Natur herfließenden Staatsgrundsätzen

ge=

gemäß, daß der Repräsentant eines grossen Volkes, welches mehr zum gemeinen Besten beyträgt, in Bezug auf die gemeine Wohlfahrt auch mehr zu sprechen habe, als der Repräsentant eines kleinen Völkchens, wenn übrigens gleich dieser letztere mit dem nämlichen, oder meinetwegen auch mit einem noch schönern Titel prangt, als der erstere?

Unter andern übeln Folgen zeigt sich der höchstnachtheilige Einfluß dieser unnatürlichen Stimmordnung vorzüglich in Hinsicht auf den Krieg, welchen die kleinern Stände eben so leicht und muthig beschließen, als schlecht sie ihn führen helfen. Warum sie sich aber so leicht verleiten lassen, für den Krieg zu stimmen, giebt es vorzüglich 2 Ursachen: sie verlassen sich auf die Macht der grössern Stände, und haben selbst nicht viel zu verlieren; besonders wenn sie von der bedrohten Grenze etwas weiter entlegen sind. Das einzige beynahe, was ihnen den Krieg abschreckend macht, ist, daß er sie Geld kostet, und das wissen sie in der Folge gröstentheils — manchmal auch mit Zinsen von ihren Unterthanen wieder zu erholen. Würde hingegen das Stimmrecht nach den Verhältnissen des Besitzthumes geordnet; so hätte auch jeder Stand an der öffentlichen Last nach dem Gewichte seiner Stimme verhältnißmässig Theil zu nehmen. Der zu grosse, und zu unproportionirte Einfluß der kleinern Stände würde dann in's gehörige Geleis gebracht, und jeder Stand würde, ehe er einen Beschluß faßte, sowohl sein eigenes, als auch das allgemeine Interesse reifer erwägen.

Eben

Eben darum kann ich auch demjenigen Plane keineswegs Beyfall geben, von welchem vor kurzem die Rede gieng, und welcher die Säkularisationen dahin beschränkt wissen will, daß den grössern geistlichen Fürsten ihre Länder nicht ganz genommen, sondern ihnen noch kleine Stücke davon gelassen werden sollen, damit die Reichsverfassung unverletzt bleibe. Allein wozu soll das der Reichsverfassung helfen? Damit die Bischöfe noch Fürsten (wenigstens dem Namen nach) bleiben, und als solche auch noch eine Stimme zu geben haben? Aber die können sie ja auch als bloße Bischöfe noch geben, wenn es weiter um nichts als um die leere Stimme zu thun ist. Man lasse nur jedem, was er hat, und weise jedem in der Reihe der Reichsstände jenen Rang oder Standpunkt an, zu welchem sein Besitzstand ihn berechtigt: dann ist es für das gemeinsame Interesse des ganzen Reiches gleichgültig, ob dieser oder jener Fetzen Landes dem Peter oder dem Paul gehört, ob dieses oder jenes Völkchen unter einem Krummstabe, oder unter einem Hute steht.

Endlich wäre eine solche Stimmordnung nichts weniger als eine unmögliche oder unthunliche Sache. Man nehme z. B. für das gesammte Reich 20 Millionen Seelen, und für 1,000 Seelen eine Stimme an: so wird ein vollständiger Reichsschluß aus 20,000 Stimmen bestehen, wovon dem Reichsstande, der in seinen Reichsländern eine Million Unterthanen hat, 1,000 Stimmen gebühren, demjenigen, dessen Gebiet

nur 10,000 Einwohner in sich faßt, 10 Stimmen, demjenigen hingegen, der unter 1,000, z. B. nur 8, 6, 400 Unterthanen zählt, auch nur eine 8/10, 6/10 oder 4/10 Stimme. Das nämliche gilt von den Reichsstädten. Findet sich's in der Folge, daß hie oder da die Bevölkerung nicht richtig berechnet worden sey, ab- oder zugenommen habe: so läßt sich auch die Anzahl der einem Stande zukommenden Stimmen, ohne viele Mühe, und ohne die Ordnung im geringsten zu stören, vermindern oder vermehren.

Der zweyte Verbesserungspunkt ist — Aufhebung der Leibeigenschaft und des Despotismus, besonders in kleinern Staaten. In den grössern Ländern wird der letztere doch durch die Landstände etwas in Schranken gehalten, daß er sein Schlangenhaupt nicht gar zu hoch empor heben kann. Aber die kleinen Ländchen, die keine Landstände haben, sind ohne Einschränkung der Willkühr ihrer Regenten überlassen. Diese sind im wahren Sinne des Wortes unumschränkte Monarchen, und lassen's auch ihre Unterthanen grossentheils fühlen, daß sie's sind, welches diese Aftermajestäten um so leichter können, je weniger es gemeinen Leuten ihre Umstände erlauben, bey den Reichsgerichten Hilfe zu suchen, wenn auch dort Hilfe für sie zu finden wäre.

Allein dort Hilfe zu suchen ist für einen Unterthanen eben so beschwerlich als gefährlich. „Dieß können zur äussersten Noth nur bemittelte Unterthanen und ganze Gemeinden wagen, „wiewohl auch diese dabey immer mehr auf's

„Spiel

„Spiel gesetzt, als würklich gewonnen haben. „Ein weniger bemittelter einzelner Unterthan „hingegen muß sich selbst auch im äussersten Be„schwerungsfalle seiner angebohrnen Landesobrig„keit auf Gnade und Ungnade nothgedrungendst „unterwerfen." — S. — Was ist die deutsche Volksfreyheit ꝛc. S. 46. —

Ich kann hier den neusten hieher gehörigen Fall nicht unbemerkt lassen, nämlich in Betreff der Wertheimischen Landesschulden, wovon ich kürzlich in öffentlichen Blättern folgendes las: „Der höchstpreisliche Reichshofrath hat den Un„terthanen des Fürsten und der Grafen von „Löwenstein = Wertheim ihre Widersetzlichkeit ge„gen die landesherrlichen Verordnungen zur Til„gung der Landesschulden ernstlich verwiesen, und „den Churfürsten von Mainz beauftragt, den „Fürsten und die Grafen im Fall weiterer Wi„derspenstigkeit mit Truppen zu unterstützen."

Mehr ist mir zwar von dieser Sache nicht bekannt; aber ich denke, bey einem Zwiste zwischen Regenten und Unterthanen sollte die — Praesumtio juris — allzeit für letztere seyn. Denn ohne höchst wichtige Ursachen fangen sie gewiß nichts an; weil sie wohl wissen, daß Unterthanen, wenn sie zehnmal Recht haben, gegen ihre Herren aufs allerwenigste neunmal verlieren. Dieß wird wohl auch den überrheinischen Uuterthanen nicht ganz unbekannt gewesen seyn, und sie werden sich also wohl nicht ohne guten Grund einer bloß muthwilligen Widersetzlichkeit schuldig gemacht haben. Wurden diese

Schulden mit oder ohne ihre Einwilligung gemacht? Waren sie eine Folge des Krieges, der nothwendigen Landesvertheidigung, oder nur eine Folge der schlechten Staatswirthschaft und Verschwendung? Auf diese beyden Stücke kommt es hauptsächlich an. Oder soll wohl der Regent das Recht haben, nach Belieben Schulden zu machen, und die Unterthanen nur die Pflicht, sie zu bezahlen? Welcher Staats- oder Volksvertrag, der sich doch auf das Naturrecht gründen muß, könnte eine solche Bedingniß enthalten? Was müßte in diesem Falle zuletzt aus solchen Unterthanen werden; wenn sie das nicht nur mögliche, sondern auch schon hie und da eingetroffene Unglück haben sollten, mehrere liederliche Regenten nach einander zu bekommen? — Doch meinetwegen mögen die Wertheimischen Unterthanen wirklich ganz und vollkommen unrecht haben, worüber ich kein Urtheil fällen kann. Ich will daher auch durch diese Anmerkung der unpartheyischen Gerechtigkeitsliebe des höchstpreislichen Reichshofraths nicht das geringste benehmen, und kehre nun wieder zu meinem lieben Herrn — Despotismus, und seiner schönen Schwester — Leibeigenschaft zurück.

Unter den greulichen Töchtern, welche diese zwey grauen Ungeheuer erzeugen, ist wohl eine der abscheulichsten — der schändliche Menschenhandel, welchen manche deutsche Fürsten treiben, die ihrer erhabnen Fürstenpflicht kein Genügen zu leisten glauben, wenn sie nur den Schweiß ihrer Unterthanen verschwelgen, und nicht auch noch ihr Blut verkaufen.

Welcher Mann, der noch ein deutsches Herz im Busen trägt, kann kalt bleiben, wenn er bedenkt, daß so mancher deutsche Fürst weniger oder gar keine Soldaten habe, um damit das Vaterland vertheidigen zu helfen, wohl aber Soldaten genug, um damit, wie mit Schlachtochsen (denn so weit ist es mit den freyen Deutschen gekommen, daß man sie bereits Jahrhunderte wie Sklaven behandelt, und wie Ochsen verkauft!) Handelschaft zu treiben? — Und euch — Menschenkrämer — soll man Fürsten heißen, Väter des Vaterlandes heißen? — Und ihr schämet euch nicht, wenn Schmeichler, so niedrig als ihr, euch so heißen? —

Man sollte denken, das deutsche Ehrgefühl würde wenigstens in unsern aufgeklärten Zeiten einen deutschen Fürsten von einem so schändlichen Gewerbe zurückschrecken; aber leider las man einige Zeit her schon öfter in öffenlichen Blättern, daß wirklich mehrere deutsche Fürsten mit Holland in Unterhandlungen wegen Truppen stunden, die größtentheils in andere Welttheile verschickt werden sollen. Vermuthlich wollen sie mit diesem Blutgelde ihre durch den Krieg geleerten Kassen (wenn sie nicht schon zuvor leer waren) wieder füllen.

Uebrigens läßt sich's wohl nicht hoffen, daß diese durchleuchtigsten Märkler ihre rühmliche Handelschaft freywillig aufgeben werden, so lange wenigstens die philosophischen Franzosen und Engländer (die aber doch ihre eigenen Landsleute nicht verkaufen) den Menschenhandel als ein ehrliches

Handwerk betrachten. Ist aber nicht dieser schimpfliche Handel dem gesammten Reiche äusserst nachtheilig? Werden nicht die deutschen Sklaven, die von undeutschen Fürsten in fremde Welttheile, um da umzukommen, geschickt werden, sowohl der Reichsvertheidigung als der deutschen Landeskultur entzogen? Das h. r. Reich muß der ganzen, alten und neuen Welt Soldaten liefern; nur zu seiner eigenen Vertheidigung hat es Mangel an Soldaten.

So unangenehm übrigens einem Deutschen obige Unterhandlungen seyn müssen, so viel Vergnügen muß ihm folgende Anektode machen, welche gleichfalls öffentliche Blätter von Anspachischen Subsidientruppen enthalten. — „Von den i. J. „1776 nach Amerika abgegangenen markgräfl. „Anspachischen Subsidientruppen waren 162 Un„teroffiziers und Gemeine desertirt; diese sollten „in öffentlichen Blättern vorgeladen, im Nicht„erscheinungsfall ihr Vermögen konfiscirt, und „ihre Namen an den Galgen geschlagen werden.“ (Eine Strafe, welche diejenigen gar wohl verdienet hätten, die niederträchtig und unverschämt genug waren, sie in Vorschlag zu bringen wider Leute, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie sich dem fürstl. Beutel zu lieb nicht als Schlachtochsen betrachten und behandeln lassen wollten.) „Dieses Verfahren schien bey „den Umständen, welche in Absicht jener Sub„sidientruppen vorgewaltet haben, dem vortreff„lichen Staatsminister, Freyherrn von Harden„berg, hart und ungerecht, und er trug deß-

„we-

„wegen bey dem König auf eine gänzliche Nie-
„derschlagung des Desertionsprozesses an. Se.
„Majestät genehmigten diesen Vorschlag vollkom-
„men, und zwar mit folgender Aeusserung: Ich
„hoffe, daß hiedurch die Verwandten der Zurück-
„gebliebenen beruhigt, und die übeln Eindrücke,
„welche die Sache gemacht hat, ausgelöscht wer-
„den. Euch aber, mein lieber Etatsrath, danke
„ich, daß ihr mich dieß zu bewirken durch euere
„Anzeige in den Stand gesetzt habt." — Dieß läßt zugleich hoffen, daß Preussen nicht abgeneigt seyn dürfte, das Seinige beyzutragen, um dem schändlichen Gewerbe fürstlicher Mäckler ein Ende zu machen, wenn diese Sache einmal zur Sprache kommen sollte.

Schon mancher deutsche Schriftsteller hat sich über diesen schändlichen Unfug ereifert; daher ich mich nicht wenig wunderte, daß der Verfasser der "Reise durch den baierischen Kreis — Salzburg und Leipzig 1784." — kein Wörtchen darüber fallen ließ; da er doch einen so gewaltigen Lärmen aufschlug über die im sogenannten baierischen Pfaffenwinkel übliche Leibeigenschaft, die doch nur ein Schatten gegen die Leibeigenschaft ist, in der noch manche deutsche Völker schmachten. Es ist da nicht um Leib und Leben, um Glück und Freyheit, sondern nur um elende 45 Kreuzer zu thun. Und doch geräth der Herr Verfasser über diese 45 kr. in eine heilige Wuth.

„Hier", sagt er S. 130, — „hier thronen mächtige Aebte und Abtissinnen, die jähr-

„lich ihre 50 bis 80,000 fl. Einkünfte haben,
„und bey einer Flasche Burgunder über die
„Schriftsteller lachen, die sie an ihr Gelübd der
„Armuth erinnern wollen. Diese Kapuzen-Mo-
„narchen üben in ihrem Erdkreis eine Allgewalt
„aus, und geben sich eine Autorität, die man-
„chen Lama in Tibet beschämt."

„Werden Sie es wohl glauben", fährt er dann S. 131 und 32 fort, „daß einige dieser „Mönchsnester Leibeigene haben? Und doch ist „dieses richtig. Freylich sind diese Leibeigene es „nicht in so gar niedrigem Verstande, wie sie „es ehedem in Böhmen waren, und wie sie es „in Polen" (und warum nicht auch — „in „Deutschland" —) noch sind; aber sie sind doch „als Leibeigene gebohren, und müssen sich mit „45 Kreuzern von der Leibeigenschaft loskaufen. „Wenn man ihnen Vorwürfe darüber macht, „entschuldigen sie sich damit, daß die Loskaufungs-„taxe ja nur eine Kleinigkeit sey; und, daß sie „nicht selbst ihre Bauern zu Sklaven gemacht, „sondern schon von den gottseligen und from-„men Stiftern ihres Klosters als solche bekom-„men haben. Die Antwort auf diese Hotten-„toten-Logik giebt sich von selbst. Sollten sie „sich nicht schämen, ein tyrannisches Gesetz zu „verewigen, das in den schändlichen Zeiten der „Barbarey und des Faustrechts erzwungen wor-„den, und das unsere Mitmenschen dem Vieh „ähnlich macht? Eben weil die Loskaufungs-„taxe nur eine Kleinigkeit ist, sollen sie dieselbe „der unterdrückten Menschheit aufopfern. D

„Men-

„Menschenverstand des Mittelalters! Um ihre „Jugendsünden abzubüssen, und sich mit dem „Schöpfer, der uns alle frey erschuf, auszusöh„nen setzten die edlen Knechte jener stockfinstern „Zeiten nicht ihre Sklaven zu Erben der Mensch„heitsrechte — nein, sie setzten die Mönche zu „Erben ihrer Sklaven ein; und die Mönche halten „ihnen dafür bis auf den heutigen Tag Anniversa„rien.— Joseph II. hat zum Verdruß der Kleri„sey und des Adels seine Böhmen und Polen „aus der Leibeigenschaft gerissen; die Quaker in „Pensilvanien haben noch vor kurzem ihren Ne„gersklaven die Freyheit geschenkt: aber freylich, „zwischen Joseph und..., zwischen Quakern und „Mönchen (und — deutschen Reichsfürsten —) „welche Kluft".—

Ich will die Mönche (deren es in Deutschland noch viele giebt, die Leibeigene haben) nicht vertheidigen; aber man muß doch kleine Sünder nicht so derbe geiseln: wenn man die grossen, verstockten Sünder, ohne ein Wörtchen gegen sie zu sagen, durchschlüpfen läßt. Von den deutschen Fürsten ist es übrigens wohl eben so wenig zu erwarten, daß sie ihren schändlichen Sklavenhandel, als von jenen Mönchen, daß sie ihre 45 Kreuzer gutwillig fahren lassen. Denn was wissen diese bekutteten und jene unbekutteten Heren von Menschheitsrechten? Indessen da im Ganzen nur wenige und unbedeutendere deutsche Fürsten sich mit dem deutschen Sklavenhandel abgeben; so würde es eben so leicht seyn, diese durchleuchtigen Krämer, als jene undurchleuchti-

gen Mönche auf eine ordentliche und gesetzmäßige Weise — zur Raison zu bringen.

Man sage mir ja nicht, man könne deutschen Reichsständen ihre wohlhergebrachten, in den Gesetzen gegründeten und von jeher ausgeübten Rechte nicht entreißen. — Dinge, welche mit der gesunden Vernunft, mit den ersten und unverletzlichsten Rechten der Menschheit, und mit der Wohlfahrt des Staates in so offenbarem Widerspruche stehen, sind keine wohlhergebrachten Rechte, können keine Rechte seyn; schändliche Auswüchse des schändlichsten Despotismus sind es.

Hinweg also aus unserer Mitte mit solchen Dingen, welche jedem, der nur noch ein Quintchen Vernunft im Kopfe hat, verabscheuungswürdig vorkommen, welche jede Regierung nothwendig dem Volke verhaßt machen, zwischen Regenten und Unterthanen ein getheiltes Interesse erwecken, Haß und Abneigung stiften, dadurch auch zugleich nicht minder der allgemeinen Sicherheit gefährlich werden, und über kurz oder lang für Regenten und Völker die traurigsten Folgen haben müssen. Denn die Vereinigung der Stände allein ist nicht hinreichend, die Konstitution und Verfassung des Reiches vollkommen zu sichern; wenn nicht auch die Vereinigung der Fürsten und Völker, die Vereinigung zwischen Regenten und Unterthanen hinzukommt; wenn nicht die Regierung der Fürsten und Stände auf natürliche und billige Grundsätze gegründet wird, so daß die Unterthanen darinn mehr Anlaß und Ursache finden können, ihre Re-

genten für ihre Väter, als für ihre Feinde zu halten.

Nun will ich noch ein paar Punkte in Hinsicht auf die Kriegsverfassung auseinandersetzen. Daß diese im höchsten Grade elend und mangelhaft sey, werde ich hoffentlich nicht beweisen dürfen; indem sich wohl schwerlich ein Mensch im ganzen h. r. Reiche getrauen wird, es zu läugnen.

Grössere Stände halten ihr Kontingent, das nicht einmal nach einem gewissen, billigen, und nur etwas erträglichen und vernünftigen Verhältnisse anrepartirt ist, fünf= und zehnfach, die kleinen meistens kaum oder nicht einmal einfach. Der eine exerzirt seine Leute gut, der andere schlecht, der dritte gar nicht: kommt's zum Kriege, dann sollen sich die Deutschen erst rüsten; indem man zuvor auf Magazine, Munition, Artillerie ꝛc. ꝛc. nicht zu denken pflegt. Zwar würde der Anfang des Krieges gerade die rechte Zeit seyn, sich zu rüsten, wenn nur die Herren Feinde allzeit so viel Räson hätten, zu warten, bis die Herren Deutschen gerüstet wären. Indessen genossen die Deutschen dabey gewöhnlich den Vortheil, daß sie nicht gar weit marschiren durften, um den Feind aufzusuchen; weil dieser meistens die Höflichkeit hatte, ihnen eine ziemliche Strecke in's Land herein entgegen zu gehen. Da aber diese Höflichkeit für Deutschland nie gar vortheilhaft war, könnte man sich selbe etwa auf folgende Weise verbethen.

1) Jeder Stand hält auf 100 Seelen einen Soldaten, folglich Deutschland bey 200,000, welche immer in gutem, wehrhaften Stande erhalten werden, damit man sie nöthigen Falls gleich brauchen kann. 2) Jeder Stand hat im Frieden das Kommando seiner Truppen, wenn sie über 1,000 Mann betragen, bey kleinern Ständen aber hat es der nächste Krishauptmann oder Direktor, deren jeder Kreis gewöhnlich vier hat, oder haben soll. 3) Die Truppen eines jeden Kreises beziehen jährlich auf einige Wochen ein Lustlager, um alle Exerzitien zu machen, alle 5 Jahre aber wird zu dieser Absicht die ganze, oder doch der größte Theil der deutschen Armee versammelt, von welcher man ausser der gemeinschäftlichen Exerzierzeit im Lager zur Erleichterung des Unterhalts beständig die Hälfte ausser Dienst setzen oder nach dem gemeinen Ausdrucke absent gehen lassen kann.

Da aber diese Armee in manchen Fällen zur Vertheidigung nicht hinreichend wäre: so wird auch 4) eine bloß zur Vaterlandsvertheidigung bestimmte Landmiliz errichtet, die dreymal so stark ist, folglich bey 600,000 Mann beträgt, jährlich 20 bis 30 Täge exerzirt, und zwar so viel möglich mit dem Militär, daher man sie etwa auf 8 Täge auch zum Lustlager ziehen kann, oder wenigstens in jedem Kreisviertel ein achttägiges gemeinschäftliches Exerzitium in Vereinigung mit den daselbst befindlichen Truppen machen lassen muß.

5) Die

5) Die Aufsicht über alle öffentlichen oder gemeinschäftlichen Exerzitien führt so viel möglich die vom Kaiser und Reiche ernannte Reichsgeneralität, welche beständig in Aktivität bleibt, und unter andern gemeinnützigen Arbeiten durch einige ihrer Mitglieder auch jährlich ganz Deutschland bereisen, und das ganze Militärwesen besichtigen läßt. Die Dienstjahre könnte man bey dem Militär auf drey, bey der Miliz auf 6 Jahre bestimmen. Hat einer dort drey, oder da sechs Jahre gedient; so tritt er noch auf 6 Jahre in die Reserve, welche jährlich nur ein paar Täge exerzirt, um es nicht ganz zu vergessen. Diese wird in Kriegszeiten beym Abgange der zur Vertheidigung des Reiches nöthigen Miliz zur innern Polizey, zu Lieferungen, Transporten ꝛc. und im Nothfalle auch selbst zur Vertheidigung gebraucht. Damit die Miliz weniger kostet, kann jeder sich selbst bewaffnen und montiren, oder Waffen und Montur durch dreyjährigen Militärdienst ohne Handgeld verdienen. Indessen erfodern diese sämmtlichen Anstalten doch etwas Geld; daher die Reichsoperationskasse auch beständig bleiben und jährlich wenigstens ein paar Millionen darein fließen sollten (oder auch mehr, um auf künftige Fälle einen Geldvorrath zu sammeln, würde ich sagen; wenn es nicht eine im h. r. Reiche wohlhergebrachte Gewohnheit wäre, für die Zukunft — nicht zu sorgen —) eine Abgabe, welche für sämmtliche Reichsstände nicht nur nicht drückend, sondern nicht einmal merklich seyn würde, wenn bey ihnen, ich will nicht sagen (nicht einmal denken) eine gute, sondern

nur

nur eine in etwas vernünftige und erträgliche Staatswirthschaft statt fände.

Ist Deutschland immer so auf den Krieg gerüstet; so kann es ohne Angst oder Furcht jedem Feinde die Spitze biethen, und ist nicht genöthiget, den Trotz und die Beleidigungen stolzer Nachbarn nur mit — Kratzfüssen zu erwiedern. Kommts zum Kriege; so hat 1) der Kaiser mit dem Reichstage, dessen Glieder während dem Kriege unbeschränkte Vollmachten haben, und von ihren Komittenten keine besondern Instruktionen in besondern Fällen nachsuchen müssen (denn im Kriege muß man schnelle Entschlüsse fassen, und sie schnell ausführen; wenn nicht alles den Krebsgang nehmen soll) die unbeschränkte Leitung desselben, wie die Reichsgeneralität das allgemeine Komando, welcher einige Mitglieder des Reichstages als Oberstkriegskommissäre beygegeben werden, um mit den ersten Reichsgeneralen den Kriegsrath der Armee zu bilden. Dieser hat nur in äusserst wichtigen Sachen, welche auf den entworfenen Kriegsplan einen besondern Einfluß haben, oder darin eine wesentliche Aenderung nöthig machen, besondere Befehle vom Reichstage zu erholen.

2) Die Truppen der einzelnen Stände oder Kreise bilden keine besondern Korps, sondern werden Regimenter = Bataillons = Compagnieweise ꝛc. je nachdem es die Umstände erfodern, und die Reichsgenerale für zweckdienlich erachten, untereinander gestossen. Ohne dieses wäre es unmöglich, sowohl unter hohen als niedern Militärpersonen der verschiedenen Nationen den bestän-

ständigen Rivalitäten, Zwistigkeiten, Zänkereyen und Klagen vorzubeugen, daß die Truppen dieser oder jener Provinz mehr thun müssen, auf die gefährlichsten Posten gestellt werden u. s. w. sie sollen vielmehr alle gleich gehalten werden; denn sie sind alle Deutsche.

3) Sobald die Armee aufbricht, wird auch das erste Aufgeboth der Miliz von 200,000 Mann in Bewegung gesetzt, um die Polizey, Lieferungen, Transporte ꝛc. zu besorgen. Kann dieses durch die Hälfte geschehen; so bleibt die andere Hälfte indessen zu Hause, aber immer gerüstet und bereit, sich auf den ersten Befehl auch zu versammeln.

4) Ist die Armee allein dem Feinde nicht gewachsen, so wird sie sogleich durch das ganze oder halbe erste Aufgeboth verstärkt, und zugleich das zweyte auf die besagte Weise mobil gemacht, dann das dritte, und nöthigen Falls auch die Reserve, welcher Fall eintretten könnte, wenn das Reich von mehrern grossen Mächten auf mehrern Seiten angegriffen würde. In keinem Falle aber hätte Deutschland dann fremde Hilfstruppen, z. B. Ungarn, Preussen, Polaken ꝛc. nöthig, und so hätten dann auch diese und andere Mächte nur ihre deutschen Truppen zu stellen, es wäre denn, daß vermög einer besonders zu errichtenden Defensivallianz Ungarn und Preusen z. B. im Falle eines Krieges jedes dem Reiche etwa 30 bis 40,000 Mann Hilfstruppen stellte, welches dann Deutschland, wenn eines dieser Reiche in einen besondern Krieg verwickelt

wickelt würde, oder ein solcher Reichsstand einen sogenannten Hauskrieg führen sollte, auf ähnliche Art zu erwiedern hätte, ohne sich übrigens in den Krieg zu mischen, oder sich, wie bisher, in alle Kriege hineinziehen zu lassen. Diese Hilfstruppen müßten zwar abgesonderte Korps bilden, aber doch allzeit ganz unter dem Oberkommando der requirirenden Macht stehen.

5) Sollte man's für gut finden, daß die der Gefahr nähern Provinzen von ihrer Miliz (denn das regulirte Militär müßte ohnehin allzeit von allen Provinzen ganz gestellt werden) mehr Mannschaft zur Armee stellen, als ihnen verhältnißmäßig träfe: so muß ihnen der Ueberschuß ihrer Kriegskösten, so wie der Kriegsschaden bey einem allenfallsigen Einfalle des Feindes von dem sämmtlichen Reiche in Geld oder Naturalien ersetzt werden. Ein gleiches gilt in ähnlichen Fällen von den Ständen, so wie auch in dem beynahe unmöglichen Falle, daß einige Stände durch Abtrettungen ihre Länder ganz oder zum Theil verlieren sollten; dagegen aber soll in keinem Falle eine Entschädigung an Land auf Kosten anderer, geistlichen oder weltlichen, grossen oder kleinen Reichsstände statt haben.

6) Wäre es endlich ein Hauptstück, daß kein Stand oder Kreis in keinem Falle, weder seine Truppen oder Milizen zurückbehalten, noch eigenmächtig von den Reichsarmeen wegziehen, noch für sich allein einen Neutralitäts- oder Friedenstraktat zu machen befugt seyn sollte. Dazu bedürfte es keines neuen Gesetzes, sondern

nur

nur die Beobachtung der alten. Schon der Reichsabschied von 1641 verbiethet dieses ernstlich; weil es dem Reiche sehr schädlich, dem Feinde zur Fortsetzung des Krieges sehr behilflich, und endlich keinem Reichsstande erlaubt ist, — „in allgemeiner Noth und Gefahr des „Vaterlandes, sich von andern abzusondern". — S. über Neutralität der deutschen Reichsstände im Reichskriege. — 1793. S. 18. ff., wo auch die Gegengründe beantwortet sind. — Das Reichsgutachten von 1689 erklärt solche selbst als Reichsfeinde, und die Reichskriegserklärung bestimmt ihre Strafe — nämlich die Acht und den Verlust ihrer Regalien, Lehen, Würden ꝛc. — Das nämliche wurde in der Kriegserklärung von 1734 gegen Neutrale festgesetzt (a. a. O. 34.) — und sollte auf immer nicht nur festgesetzt, sondern auch allzeit ohne Ausnahme in Vollzug gebracht, aber nie auf die unschuldige Familie des Verbrechers ausgedehnt, sondern nur dieser entsetzt, und seine Würden und Länder seinem nächsten Erben, der an der gesetzwidrigen Handlung keinen Theil hatte, verliehen werden.

Ingleichen ist die nothwendige Belassung der Truppen bey der Reichsarmee, eine schon in mehrern Reichsschlüssen, z. B. in den ratifizirten Reichsgutachten von 1681, 1704 und 1734 festgesetzte Sache, und endlich ihre Unterwürfigkeit gegen das Reichskommando eben so wenig etwas Neues, a. a. O. S. 52 und 54.

Demungeachtet haben sich auch in diesem Kriege sowohl einzelne Stände als auch ganze

Kreise das Recht angemaßt, eigenmächtig sich durch Neutralitäts- und Friedensverträge vom Reiche zu trennen. Der Grund dieser Anmassung ist die vorgeschützte Pflicht der Selbsterhaltung. Aber wer kann wohl vernünftiger Weise läugnen, daß die Erhaltung des Ganzen eine grössere Pflicht auflege, als die Erhaltung eines Theils, besonders wenn die Erhaltung des letztern mit der Erhaltung des erstern so enge verbunden ist? —

„Wer in einem Hause, das den Einsturz „droht, nur darauf bedacht wäre, seine Wohnung zu retten, wäre ein Narr. Dieß ist „die Geschichte (das Betragen) vieler Menschen. „Zuerst muß man an's Haus denken". — Diese aus einem französischen Journal entlehnte Stelle scheint besonders auf das h. r. Reich vermeint zu seyn. Eben da wird auch zugleich die Denkungsart der meisten Menschen in Hinsicht auf das allgemeine und Privatintereſſe eben so schön als kurz auf folgende Weise geschildert: Chacun se régarde dans la société comme le centre d'un grand cercle, tandisqu'il n'est qu'un point dans la circonterance. Il faut de la raison et du calcul pour apprécier l'intérêt particulier; voilà pourquoi tant de gens s'entiennent à celui-ci. — Ist das nicht das Bild der meisten Reichsstände? —

Indessen geben freylich die schlaffen Vereinigungsbande, und die bisher so sehr vereinzelten Interessen der Reichsstände dergleichen Trennungen einen Schein von Rechtmäßigkeit; in-

indem mancher Reichsstand durch treue Anhänglichkeit an das Reich der Gefahr ausgesetzt werden könnte, das Seinige zu verlieren, ohne sich auf einen Ersatz oder auf billige Entschädigung von Seite des Reiches Hoffnung machen zu können, wie dieses in der gegenwärtigen Lage bey manchen geistlichen Reichsständen vorzüglich der Fall ist. Deswegen finde ich's auch für unumgänglich nothwendig, daß bey einer allenfallsigen Vereinigung der Deutschen zur gemeinschäftlichen Sicherheit, Rettung oder Vertheidigung der vom gesammten Reiche zu machende Ersatz des besondern Aufwandes, Schadens, oder Verlustes, welchen die dem Kriegstheater nähern Provinzen und Stände gemacht oder erlitten habe, unter die Grundgesetze aufgenommen werde.

Diese und ähnliche Maaßregeln, welche zur Erhaltung des Reiches und seiner Verfassung, zur Erhaltung der innern und äussern Sicherheit eben so nothwendig als hinreichend wären, werden freylich den Beyfall der meisten Reichsstände nicht erhalten, so wie meine Schrift überhaupt; indem sie ein Bischen zu wenig Schmeicheleyen und ein Bischen zu viel Wahrheit enthält. Das — Veritas odium parit — gilt zwar überall, am meisten aber bey grossen Herren. Da trifft's der redliche, gerade, deutsche Mann nicht wohl — nicht so gut, wie geschmeidige Schmeichler mit krummen Rücken und Seelen — wie tändelnde Leyer — „die gleich allezeit fertigen Geburtstagsgratulanten alles beoden,

„beleyern, und in Liedern, Dialogen und Zu-
„eignungsschriften, Tugenden ausposaunen, die
„sie nur in der Begeisterung können gesehen ha-
„ben, in welche sie die Hoffnung einer Handvoll
„Dukaten gesetzt hatte.“ — S. Faramonds Familiengeschichte. 3. Theil.

Dazu bin ich nun nicht gebohren; vielmehr habe ich mit der Feder auch zugleich das Panier der Wahrheit ergriffen. Dafür, meine gnädigsten Herren, verlange ich denn aber auch von Euch — keine Dukaten, sondern nur — die gnädigste Erlaubniß, die Einwürfe, die Ihr etwa machen könntet, noch kurz zu widerlegen.

Auf den der Neuheit antworte ich nichts, als daß der Reichsmatrikularanschlag, um dessen Aufhebung oder wesentliche Veränderung es hauptsächlich zu thun ist, vor 300 Jahren auch etwas Neues war, und trotz seines schlechten Gehaltes drey Jahrhunderte überlebte.

„Aber diese Neuerungen und Projekte wä-
„ren Unserer Souverainität nachtheilig?“ — Euerer Souverainität nachtheilig, wenn Ihr Euch freywillig Gesetzen unterwerfet, die zu Euerer längern Existenz nothwendig sind, die Euch allein von fremder Abhängigkeit befreyen, Euch allein Selbstständigkeit, Macht und Ansehen verschaffen können, und die Ihr endlich Euch selbst theils schon gegeben habt, theils noch geben sollet? Ist es denn Euerer Souverainität nicht unendlich nachtheiliger, daß Ihr sowohl

ein=

einzeln als zusammen unter den europäischen Staaten eine ganz unbedeutende Rolle spielet, ohne Macht, ohne Ansehen, ohne Einfluß seyd, daß Ihr troß Euerer schönen Titel, in deren vollem Genusse man Euch vor der Hand noch läßt, nicht mehr und nicht weniger als Sklaven fremder Despoten seyd? Oder ist dieses etwa nicht wahr? Steht nicht Euer ganzes Schicksal in den Händen Anderer? Wenn ich aber von Andern ganz und gar abhange, wenn meine ganze Existenz auf ihrer Gnade, auf ihrer Willkühr beruht; was bin ich anders als ihr Sklave?

„Doch wie leicht könnte da der Kaiser das „Reich im Falle eines Krieges unterjochen; „wenn die ganze Reichsmacht in seiner Disposi„tion wäre?" — Und wie kann er dieses, wenn jeder Deutsche schwört, die deutsche Freyheit gegen jeden äussern und innern Feind, sollte er auch König oder Kaiser heissen (der, wenn er die Gesetze verletzt, oder an der Freyheit zum Verräther wird, eben so gut entsetzt werden kann, als ein anderer Staatsverbrecher) bis auf den letzten Blutstropfen zu verfechten? Wenn er nach besiegtem Feinde auch Deutschland besiegen wollte; würden wohl die Deutschen noch seinen Befehlen gehorchen, und nicht vielmehr ihr Schwerd gegen ihn zücken? Wären denn die aus allen Kreisen zu erwählenden Reichsgenerâle lauter kaiserliche Generâle? Und wenn sie nicht nur seine Generâle, sondern auch seine devotesten Sklaven wären, was könnten sie wi-

der Deutschland ohne die deutsche Armee? Hätten wohl 600,000 (oder nöthigen Falls noch mehrere) bewaffnete Deutsche sich vor den Haustruppen auch der ersten deutschen Macht zu fürchten?

Andern Reichsständen werden die Milizen bedenklich scheinen. — „Was soll aus Uns, aus „unserm Ansehen, aus unserer Herrschaft wer„den, wenn eine solche Menge unserer Unter„thanen bewaffnet ist?" — Bey manchen, die „schlecht regieren, und sich dadurch den verdien„ten Haß ihrer Unterthanen zugezogen haben, mag diese Furcht nicht ungegründet seyn, und wenn die Schilderung, welche einstens ein gewisser Lord dem Könige in Preussen von den deutschen Regenten machte, noch auf die meisten deutschen Fürsten paßte; dürfte freylich die Bewaffnung der deutschen Nation eine bedenkliche Sache seyn. Der Monarch fragte nämlich den reisenden Engländer, was man in England von den deutschen Fürsten dächte, und Milord, der das Schmeicheln nicht gelernt hatte, antwortete: „Das sind gemeiniglich schlimme Leu„te, die nichts gelernt haben, und durch Schmei„cheley verdorben werden. Das Einzige, wo„rinn sie noch etwas leisten, ist dieses, daß „sie gut reiten können. Es ist aber auch un„ter allen Kreaturen, die ihnen zu nahe kom„men, das Reitpferd die einzige Kreatur, wel„che ihnen nicht schmeichelt, und ihnen richtig „den Hals bricht, wenn sie solches schlecht re„gieren." —

In=

Indessen kann man doch zu Deutschlands Ehre von den meisten Fürsten und Ständen sagen, daß ihre Regierung erträglich, und von vielen, daß sie gut sey. Jene werden von ihren Unterthanen nicht gehaßt, diese werden geliebt, und so haben weder jene noch diese von ihren Unterthanen was zu fürchten. — Ihr aber, die ihr was zu befürchten habt, sehet auf Deutschlands bessere Fürsten, schämet euch und bessert euch: dann habt ihr um so weniger zu befürchten, je grösser die gesammte Macht des Reiches ist, welcher einzelne unruhige Provinzen sich nie mit Nachdruck widersetzen können.

Noch eine wichtigere Sache liegt den Waldgöttern am Herzen, welche das Wohl der Staaten auf Hirsche und Rehe, auf Füchse und Haasen, auf Dachse und Wildschweine ꝛc. ꝛc. bauen, und in der Volksbewaffnung Gefahr für diese wichtigen Staatsbürger wittern. Doch einerseits ist diese Gefahr so groß nicht, und andererseits läßt sich's hoffen, daß nach und nach bey zunehmender Aufklärung jenes Faunengeschlecht immer mehr abnehmen dürfte.

Endlich wird es vielen Ständen um die Kosten zu thun seyn. Allein ich habe schon bemerkt, daß dergleichen Anstalten im Ganzen nicht sehr kostspielig sind, und bey einer auch nur mittelmäßigen Staatswirthschaft leicht bestritten werden können. Denn 100,000 Mann Landmiliz kosten im Frieden lange nicht so viel, als 10,000 Soldaten.

Laßt Euch daher, Fürsten und Stände, doch weder durch eitle Schreckbilder noch durch fremde Einflüsterungen von einer Vereinigung abhalten, welche Euere Freyheit, Euere Unabhängigkeit, Eure Selbstständigkeit zur Folge, und selbst auf die Ruhe von ganz Europa, welches eben wegen Deutschland von jeher durch so viele Kriege beunruhiget wurde, den mächtigsten Einfluß hat; indem dann Deutschland, wie es der Mittelpunkt von Europa ist, auch der Mittelpunkt der allgemeinen Ruhe seyn wird.

Es wird nicht an schmeichelnden Freunden fehlen, welche Euch diese Vereinigung mißrathen, welche alles mögliche anwenden werden, um Euere Trennung, Euere wechselseitige Eifersucht, Euer gegenseitiges Mißtrauen zu unterhalten. Vor allen wird Frankreich seiner ganzen intrikanten Politik aufbiethen, jede engere Vereinigung unter Euch auf alle mögliche Weise zu hintertreiben; weil es dadurch zugleich seinen Einfluß im Frieden und sein Uebergewicht im Kriege verlieren würde; denn beydes gründet sich nur auf Euere Trennung, wie es auch aus dem letzten für Frankreich so vortheilhaften Frieden, der eine Folge Eurer Trennung war, genugsam erhellet. „Zum allgemeinen Frieden,“ sagte Cambaceres einstens im Konvente, „zum „allgemeinen Frieden haben wir jetzt keine Hoffnung, wir müssen unsere Feinde trennen; und „nur durch besondere Friedensschlüsse können wir „zu einem allgemeinen Frieden gelangen“. —

Trennung war immer der grosse politische Hauptgrundsatz der Neu- wie der Alt-Franken, und die Politik der heutigen Franzosen ist im Grunde noch immer die Politik ihrer Uhrahnen. Würde es wohl diesen gelungen seyn, Deutschland zu unterjochen; wenn die deutschen Völker, vorzüglich die Allemannier, Baiern und Sachsen sich zur gemeinschäftlichen Vertheidigung mit gesammter Kraft vereinigt hätten, da jede dieser Nationen einzeln den Franken schon so viel zu schaffen gab? allein die Franken waren schlau genug, während sie eine Nation bekämpften, die andere in Ruhe zu erhalten, und so wurden sie Sieger über alle. Zuerst fiel Allemanien, dann Baiern und endlich Sachsen. — Sehet Teutsche, Trennung war von jeher das Verderben unserer Väter! Sollte uns dieses nicht endlich nach so vielen Jahrhunderten klug machen? Oder sollen noch immer, wie Friedrich der II. sagt, die Thorheiten der Väter für uns verloren seyn? —.

An Frankreich wird sich Preussen anschliessen, um Eure Vereinigung zu hintertreiben, Preussen, das sich von jeher auf Kosten des durch seine Trennung geschwächten Reiches vergrösserte, und mit der Vereinigung, mit der Selbstständigkeit mit der Ruhe des Reiches zugleich alle Hoffnung auf weitere Vergrösserungen verliert. Jemehr mit Deutschlands Macht und Wohlfahrt auch Deutschlands Ruhe gegründet und gesichert wird, desto mehr muß Preussens Unruhe wachsen. — Diese Ruhe —

„dieser ungetrübte heitere Himmel ist es, was „Preußen — fürchtet: Preußen würde verlieren, „weil es noch bey allen Verwirrungen gekom„men ist zu gewinnen. Und dieser Verlust wäre „für Preußen anhaltend und weitaussehend: „denn da wäre keine Gelegenheit mehr, Intri„guen mit Frankreich zu spielen, und mit Hil„fe dieser Intriguen bald den deutschen Staats„körper bald Oesterreich und bald alle beyde zu „necken: und bey dieser Neckerey jezt ein Sümm„chen Geld, jezt ein Stückchen Land, jezt ein „Bischen Ansehen zu erhalten, oder wenigstens „die Freude zu genießen, da und dort Verdruß, Uneinigkeit und Schaden gestiftet zu haben." — Bemerkungen über den Preuß. Vertrag in Betreff der Demarkationslinie und der Neutralität 1795. S. 20.

Endlich wird es auch Oestreich nicht gerne sehen, daß Ihr Euch dem Stande der Unmündigkeit zu entreißen suchet, weil es bisher unter Euern Vormündern immer eine der ersten Rollen gespielt hat, und Ihr wisset es ja, daß Vormünder selten sich auf die Volljährigkeit ihrer Mündel freuen.

Aber alle können Euch nicht hindern, durch Eure Vereinigung Deutschlands und Euer Glück zu gründen; wenn Ihr Euch nur standhaft an Eure Gesetze haltet, und den erstorbenen Gemeingeist wieder unter Euch aufleben lasset. „Der „Gemeingeist, welcher eigentlich nichts anders „ist, als die Liebe zum Vaterlande, ist die

„Seele

„Seele des Staats; dem Staate, dem dieser „fehlt, fehlt eine wesentliche Springfeder, ohne „sie ist er das, was die Natur ohne Feuer seyn „würde. Das gesammte wahre Interesse Deutsch„lands besteht in dem wahren Interesse seiner „besondern Theile, und jeder Theil des deutschen „Vaterlands wird nur alsdann den möglichsten „Grad von Glückseligkeit erreichen, wenn jeder „Theil das wahre Interesse aller andern, und „eines jeden insbesondere, lieber gerne sieht und „befördert, als verhindert. Ist in einem Staate „das Gefühl des alle gleich nahe angehenden „öffentlichen Wohls nicht dringend und mächtig „genug, um jedes trennende Privat = Interesse „ihm schicklich unterzuordnen, dann scheint von „ihm die politische Tugend gewichen zu seyn, „und der Gemeingeist für die Aufrechthaltung „seiner Verfassung zu erkalten: Keine Nation „hat es in der Kriegskunst so weit gebracht, „als die deutsche. Deutschlands größere und „kleinere Staaten" (bey den kleinen dürfte eine große Ausnahme zu machen seyn) „sind fast „unverbesserlich gut in den Waffenübungen, „und unser Geschütz wetteifert mit jedem in der „Welt. Wenn Teutschland ganz in all seinen „Gliedern harmonirte, wer würde diesen Riesen„körper nach der ihm eigenen Stärke nicht um„stürzen, sondern nur erschüttern können? wir „würden bald die erste Nation der Welt seyn, „wenn wir nur einig bleiben. Ein jeder, der „von ächtem Patriotismus geleitet wird, wird „unmöglich den Wunsch unterdrücken können, „daß doch der Gemeingeist die ersten Vorsteher

„der

„der deutschen Nation gleich beseelen möge:
„denn geschieht dieses, so werden sie sich ge-
„meinschäftlich verbinden, die ächte deutsche
„Freyheit zu schützen, jedem das Seine zu si-
„chern, unsere ehrwürdige Verfassung in ihrem
„wahren Wesen mit gemeinsamer Kraft zu un-
„terstützen, und mit patriotischem Muth jedem
„Einfall, der sie zu stürzen droht, zu wehren.
„Teutschland ist der Mittelpunkt von Europa,
„wie wohlthätig würde nicht für die Ruhe die-
„ses Welttheils ein solches Bündniß seyn, wie
„so ganz angemessen den jetzigen Zeitumständen?"

„So unwidersprechlich wahr diese Sätze
„sind, so unbegreiflich ist es, daß nicht alle
„bisher die Sache aus ihrem so auffallend rich-
„tigen und einfachen Gesichtspunkte betrachteten.
„Es hat beynahe das Ansehen, als stehen sie
„mit gewissen Planen und Absichten in einem
„Mißverhältniß. Das Interesse eines jeden
„Reichsstandes ist nach der einfachsten Politik
„mit dem von Deutschland innig verwebt. Nur
„eine Gesinnung muß also alle beleben, mit
„harmonischer Eintracht und unter Beyseit-
„setzung aller Nebenrücksichten muß bloß das
„gemeine Wohl zum Zweck und zur Richt-
„schnur aller Handlungen genommen werden.
„Nur von dem übereinstimmenden Bestreben
„aller Reichsstände nach diesem schönen Ziel,
„nur von der wechselseitigen gut gestimmten
„Verbindung zwischen Haupt und Glieder,
„Kaiser und Stände hängt künftig die Ruhe
„von Deutschland, die Unverletzlichkeit seiner

„In-

„Integrität und die Erhaltung seiner glückli=
„chen Verfassung ab. Das durch Eintracht
„verbundene Deutschland wird so wenig über=
„windlich seyn, als zusammengebundene Pfeile
„zerbrechlich sind.“ S. Noch ein Wort an
„Deutschland. 1800. S. 18 bis 21.

Kurz, Fürsten und Stände! leget Euer kleinlichtes Privatinteresse beyseits, laßt dafür den großen Gedanken an das Gesammtinteresse der großen deutschen Nation in Euerer Seele aufsteigen: so habt ihr Euch und Euer Vaterland auf immer gerettet!

Was ich sage, sind keine Großsprechereyen; ich habe es gründlich genug bewiesen, daß Deutschlands Glück, Wohlfahrt, Verfassung, Selbstständigkeit, Ruhe und Sicherheit — nicht von Garantien oder Allianzen, nicht von redlichen oder unredlichen Versicherungen anderer Mächte, nicht von einem neuorganisirten Faustrechte, vermöge welchem die Stärkern den Schwächern das Ihrige nehmen, nicht endlich von hundert ähnlichen oder unähnlichen Dingen, sondern einzig und allein von der Vereinigung, von der Uebereinstimmung, von dem Patriotismus und Gemeingeiste der sämmtlichen deutschen Völker und Stände abhängt.

„Will aber Deutschland,“ so schließe ich endlich diese Abhandlnng mit den Schlußworten der Bemerkungen über den Preußischen Vertrag mit der Frankenrepublik vom 17ten May

May 1795. in Betreff der Demarkationslinie und der Neutralität 1795. S. 31. bis 32. — „will aber Deutschland seine Kräfte durchaus „nicht kennen, selbe durchaus nicht anwenden, „will es noch immer auch bey der drohendsten „Gefahr, schwach seyn, und schwach bleiben — „so verdient es, daß es ein Opfer werde — „daß die Reichsgesetze — Spielwerke, die „Reichsschlüsse — leere Worte, und der Reichs= „verband — eine Lockspeise sey — für Frey= „beuter."

„Wir haben ausgeredet. Unsere Worte „sind Wahrheit; unser Eifer ist Biederkeit; „unsre Verwendung ist Liebe für Ordnung für „Sittlichkeit, für Tugend, für Religion, für „Vaterland, für Regenten. Ob man uns „Dank dafür haben werde, das ist unsre Sor= „ge nicht; wir wollten nur — Dank verdienen!"

Bayerische Staatsbibliothek München

5/80121

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Freye Gedanken über die Vereinigung der Deutschen als Grundlage der allgemeinen Wohlfahrt

S.l. 1802

J.publ.g. 256 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10559299-7